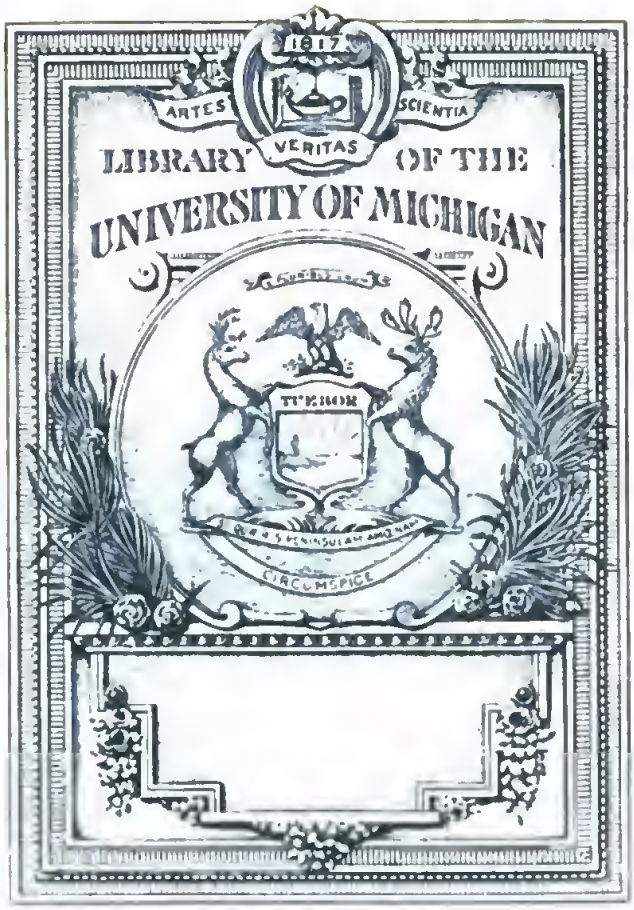
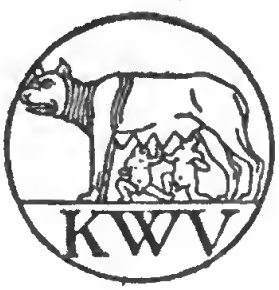
A 1,017,967


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURRIS
CIRCUMSPICE

838
E24w

Die sechs Mündungen

Novellen
von
Kasimir Edschmid



Kurt Wolff Verlag
Leipzig

Zehntes bis zwanzigstes Tausend
Copyright 1915 by Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Dieſe Novellen, die die ſechs Mündungen heißen, weil ſie von verſchiedenen Seiten einſtrömen in den unendlichen Dreiklang unſrer endlichſten Senſationen: — des Verzichts — der tiefen Trauer — und des grenzenloſen Todes — ſind geſchrieben zur einen Hälfte im Herbſt Neunzehnhundertdreizehn und im folgenden März zum andern Teil.

Sie ſind gewidmet dem

Doktor Heinrich Simon

Germanic
Feldman
12-28 44
51528

Der Lazo

2-1-45 AGF

Raoul Perten verließ das Haus.

Seine Füße ſtiegen die Treppe herunter, er fühlte es und die Bewußtheit des mechaniſchen Vorgangs erfüllte ihn ganz, beruhigte ihn faſt, obwohl keine Erregung in dieſen Tagen vorangegangen war, und dies erſtaunte ihn ein wenig.

Es hatte ausgeregnet, die Erde ſtrömte nach den Umwälzungen des Gewitters aus aufgeriſſenen Ventilen dankbaren Geruch in die Höhe. Zwiſchen den gelben Kieswegen lagen kleine ſchrägſteigende Dampfwolken, und die waſſergefüllten ungeheuren Dolden der weißen Fliederbüſche betteten ſich ſchwer, geneigt und getrunken in das Feuchte der Blätter, und als einziges Geräuſch klang das Rieſeln feiner ablaufender Tropfen in der Luft.

„Das iſt alles ſo einerlei wie ungerecht," ſagte Raoul. „Wenn ich dies ſo durch die Naſe ziehe, überjagt mich etwas wie etwa die Ahnung eines maßloſen Flugs. In fünf Minuten aber iſt das vorüber und ich weiß nur noch, daß wir den Abend zu ſechs Gängen ſoupieren, daß Onkel den Louis Schütz mitbringen wird, daß Blumenthal morgen

(was macht es mir?) ſeinen zweiten Rekord feiern wird, übermorgen vielleicht Hans ſtirbt oder Mella mit dem Ruſſen verſchwindet. Und was geht das Wiſſen da all mich im Grunde an ...? Onkel hat einen neuen Chablis entdeckt und denkt, daß man ihn den Abend drum feiert. Der Präſident wird gegen zwölf wie gewohnt ſeinen Witz erzählen. Roſenheim lacht durch die Naſe. Mella wird im Orpheum meinen leeren Platz ſehen, ſich ärgern oder freuen oder auch nur erſchrocken ſein.

Fiele ich dort an der Straßenecke in einen gewaltigen und (oh!) varietégrünen See oder ſauſte ich in einen grandioſen Backofen — — — es wäre objektiv ganz gleich, ich würde mich in dem einen Falle nicht mehr erſtaunen als in dem zweiten oder andere Bewegungen machen, man würde die Tatſache als eine kleine zwiſchenakthafte Senſation anſtändig, vielleicht graziös aufarbeiten — — — ohne viel Verwunderung ... nur Onkels bedauernswerte ſchwarze Glace's würden einige Tage lang ſteigen und ſinken, monoton und heftig wie Pumpenſchwengel ... — Doch dieſes Möglichkeitsausdenken

iſt ſehr langweilig. Monologe ſind literariſch. Die Geſte iſt verwundert—alt und blaſiert. Bin ich blaſiert? Beſtimmt? Ehrlich? Nein! Wenn ich am Sonntag reite, den Dreß ſpüre, das leichte Keuchen höre aus der Gurgel des Gauls und von ſeinem Mundſchweiß beſchneit dahänge zwiſchen Zügeln, Rücken, Gegnern und Welt———weiß ich, daß dies eine Sekunde Seligkeit ſein wird, iſt. Auch wenn wir im Auto den Rhein hinunterraſen und dann quer über Holland und die mitteldeutſche Hypothenuſe zurück . . . dann ſitze ich nicht, Beine ausgeklemmt, weit voraus, das Rad zwiſchen zwei Händen hebelnd und von Zeit zu Zeit das kratzende Geräuſch des bewegten Vergaſers über das Gehämmer des Motors ſetzend . . . ſitze ich nicht, braun, die Naſe wie ein Akzent über dem eingummierten Geſicht mit dicken hellbraunen Lederhandſchuhen auf dem Apparat———vielmehr irgendwo bin ich darüber, in der Höhe, fliegend (doch keineswegs ſo wie im Aero: göttlich und doch gebunden!), ſondern aus einer großen Ruhe heraus gewaltig herunterlugend und das Gefühl ruckweiſe wie Biſſen

genießend: Das weiße Netz der Landstraßen, hell, weiß, flimmernd vor Staub, sei eine Befriedigung, eine stolze Sache ... die hellen Schläuche führten alle in eine Seligkeit, in einen ungeheuer kreisenden Horizont, dessen unermeßliche Offenheit anzuschauen so etwas sei wie ein Ziel.

Allein wenn ich nach außen fasse, nach rechts außen, und den Hebel zurückschmeiße und — der Wagen steht, so weiß ich: Alle Chausseen seien doch nur ineinanderfließend und auf das erste zurücklaufend nicht mehr als ein stumpf machender Kreislauf und eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Mein Rücken sofort dann krümmt sich ein wenig wie im gutsitzenden Cutaway, mein Bizeps erlahmt in dem Ärmel, der wieder korrekt darüberfällt, sich erst an der Manschette von neuem erweiternd.—"

Innere Monologe dieser Art dauern in der Regel straßenweit und haben den Vorzug, in abenteuerliche Stimmung zu versetzen und den Weg aufs angenehmste zu verkürzen, da man sich hierbei des Gehens als physischer Erscheinung nicht bewußt wird. Daher war Raoul Perten schon tief in die Stadt hinein-

gekommen. Er bewegte sich an einem Tramwayhalteplatz vorüber. Der Wagen leerte sich beinahe völlig. Das Gesicht eines der ausgestiegenen Herren schwebte plötzlich über Raouls Gesicht und sammelte seine ganze Aufmersamkeit langsam auf sich. Raoul sah eine Hakennase, von der viele parallele kleine Adern nach den Augensäcken liefen und sich dort in einem Chaos von disharmonierenden Linien austobten. Die Ohren waren oval, steif, fast gespitzt und ganz hell.

„Mein Junge," sagte dieser Mann. Es war sein Onkel. Sie reichten sich die Hand.

In diesem Augenblick, während dieses Vorgangs, der sich täglich in unzähligen Variationen, der sich seit Raouls sechstem Jahr (also fünfzehn Jahre hindurch) vollzog wie irgendeine Funktion (denn teils durch Zufall, einigerseits auch aus einer hyperbolischen Marotte des Alten waren sie in dieser Zeit kaum einen Tag getrennt gewesen), in der schamlosen Selbstverständlichkeit und Verbrauchtheit dieser Gebärde vollzog sich die gewaltigste Umwälzung in Raouls Leben.

Er ſtand da, den Stock auf der Spitze ſeines Schuhs, ihn oben leicht drehend, die andere Hand im Paletot und ſagte, obwohl er keine Sekunde daran gedacht hatte, ſagte wie in einem Trance: „Ich werde ein paar Tage verreiſen, Onkel“ und dieſe Worte erſtaunten ihn ſelbſt nicht ... und wie er ruhig die Scheine einſteckte, nein, wie er ſie ergriff mit drei geſpitzten Fingern, als der Onkel ſie ihm reichte und ihn bat, doch jedenfalls den Abend da zu ſein und daß er ſich überlegen wolle, ob er auch mitkomme ohne die Frage, wohin überhaupt... da ſpürte Raoul in einer großen Erregung ſchon, wie ſich neue Dinge in ihm von dieſem ſeitherigen Leben ſchon wieder löſten und andere nachbrachen und in der angegrabenen Rinne der neuen Erkenntnis weiterrannen — denn er begriff plötzlich, daß dieſe geſpitzte Bewegung ſeines Armes keine ſei, die nur irgendwie ſeinem Bizeps korreſpondiere, und Mißverhältnis zwiſchen ſeiner Situation und ſeiner Anlage und Natur klafften ihm klar auseinander.

Er packte die Scheine und rollte ſie wie Stanniol zuſammen („Ja! wie Stanniol“ lachte er) und ſteckte

ſie in die Taſche. Er wartete, bis des Onkels Gang, der ſelbſtbewußt und ſehr nach außen war, nicht mehr ſichtbar blieb.

Dann rannte er auf einem abkürzenden Wege nach Hauſe. Wie er die Treppen hinaufſauſte, empfand er nicht mehr die Tatſache des Bewegens. Wie ſollte er die Exiſtenz ſeiner Beine im Bewußtſein haben, wo er lief! Er kam bis unter das Gegiebel des Dachs. Ergriff die Kugel mit den Scheinen und legte ſie ganz ſachte in ein großes Spinnennetz, das ſeit Jahren dahing, und ſetzte mit einem Schwung, der gewohnt aus der Hand kam, trotzdem er ſeit der Kommunion nie ſo hoch im Haus geſtiegen war, die rotpunktierte Spinne darauf. Worauf er lachte, ein Stück die Treppe hinabſtieg, plötzlich niederkniete auf beide Knie und vor Entzücken einige Male in die Hände klatſchte. Dann durchſuchte er ſeine Zimmer nach Geld, die im erſten Stock lagen, packte, was er fand, und rannte wie ein Tremolo die Stufen herunter.

Im Garten blieb er ſtehen. Er pflückte einen

Zweig von der alten Vogelbeere und behielt ihn, leicht damit ſpielend, in der Hand. Dann ging er. Ging ohne Erregung, Poſſe, Sentimentalität. Ging wie ein Paſſant, der eine ſtille Gewißheit hat oder jemand, der eine Freude in ſich ſpürt, die noch nicht klar und reif geworden iſt. Ging wie von einer Stelle, die einem ſo vertraut und dadurch ſo entfernt geworden iſt, daß es ſelbſt eine fabelhafte ſeeliſche Vergeudung bedeutet, ſich auch nur die Komödie einer Traurigkeit einzureden. Es war ihm, er ſehe ſeines Onkels Schatten über eine Gardine gleiten, doch mochte dies ein Irrtum ſein. Er kam auf die Straße. Da ſtand eine Laterne, die einmal ein betrunkener Fahrer umgeworfen hatte. Er ſchritt an ihr vorbei. Ging immer weiter. Aus einer Abendſchule ſtrömten Kinder, und wie er ſah, daß ſie begehrlich vor einem kleinen Bäckerladen ſtanden, kaufte er einen Arm voll klebrige Sachen und warf es über ſie.

Es ward ihm heiß beim raſchen Gehen. Denn er eilte übermäßig, weil ihm keineswegs klar war, wohin er gehe; nur daß er ſich entferne, wußte er,

und das genügte ihm. Er zog ſeinen Covercoat aus und nahm ihn über den Arm. Es war dunkel. Laternen flammten auf, und er ſah mit einem Male einen ganz hellen Filzhut, der oben in eine Linie zuſammengepreßt war, eine ſaloppe und originelle Haltung und ein Geſicht mit einer Zigarette, und er nahm ſeinen hellen Mantel, nannte den Menſchen ſeinen Freund und ſchenkte ihn dem, der überraſcht ſich oft verbeugte und vielemals „Sehr geneigt“ ſagte. (Er hieß Keybbell und war das an Willkürlichkeiten der Stunde nicht ungewohnte abonnierte Modell eines ſehr jungen Bildhauers.) Darauf rannte er weiter und kam an eine Litfaßſäule, die grell erleuchtet war.

An ihr entſchied ſich ſein Schickſal.

Er ſah einen Reeling. Ein paar Buchſtaben ſogen ſeinen Blick auf. Seine Haltung ward mit einem Ruck ganz geſtrafft. Er ſchob die Beine auseinander und warf mit einer eigentümlichen Bewegung die rechte Schulter zurück und ging von dunklen und heißen Gefühlen überflutet in den ſpritzenden Regen einer ſchmalen Wolke hinein, die den

ſilbernen Himmel raſch und ſcheu noch überſchwamm.

Er dachte, daß er in einem glänzenden Paradox das Negative des Mantelverluſts gewiſſermaßen zu einem Äquivalent mit dem Poſitiven einer neu übergeſtreiften Pſyche gemacht habe. Aber er ſagte es nicht, weil ihm ſchien, die Zeit der zyniſchen und geiſtvollen Gloſſierungen ſei vorbei. Er dachte kurz an eine Zigarette. Aber er zündete keine an.

Zündete keine an, ſondern ging mit aufgeblaſener Bruſt auf ſeinen großen Horizont zu. — — —

Die Überfahrt machte er ruhig im Zwiſchendeck. Zehn ruſſiſche Polen lagen im ſelben Raum mit ihm. Es ärgerte ihn, daß er ſich abends ein feuchtes Tuch vor die Naſe band, weil dieſer Geruch zu entſchieden war. Denn es war ihm klar; daß es wertlos ſei, ſich mit ſeinen Allüren und Gewohnheiten] in irgendwelche Strudel hineinzuwerfen. Daß es vielmehr nötig ſei, ſtatt von einer Mittellage aus unſicher nach zwei Richtungen hin und her zu ſchwanken, von ganz unten her und ohne jede Vorausſetzung die Welt zu durchſtoßen nach

oben hin. Und daß er hierzu alles Angelernte abtun und an ſich töten müſſe. Das naſſe Tuch aber lehrte ihn, daß viel ſchwieriger wie die Uberwindung größter Leidenſchaften der Verzicht ſei auf gewohnte Ziviliſierung. Aber er verzagte nicht. Drei Tage darauf nahm er an einem ſchmierigen Feſt der Polen als Soloſänger teil. Sein Bariton ward ſo zu etwas nutz, und ſeine Methode erwies ſich zukunftsreich. Nach fünf Tagen ſpielte er täglich Karten mit Hamburger Sträflingen, die noch den transparenten Teint ihres letzten Aufenthaltsortes hatten. Er fühlte ſchon, daß er ſteige. Sinken konnte er nicht, da er keine Erwartungen hatte.

Allein ſeine Haltung viel auf und ſeine Hände noch mehr. Er beobachtete den Gang der Matroſen und prägte ihn ſeinen Gliedern ein. Ihm fiel dann die Unſitte eines Freundes ein, der den rechten Fuß grundlos in einer kleinen Kurve bei jedem Schritt nachſchleifte. Er verband dieſe Note mit dem Seemannsmarſch und fiel nun nicht mehr auf. Seine Hände aber ſchienen ſofort demokratiſch, als

er ſie einen Mittag lang zum Putzen einer verſchmergelten Maſchine großmütig auslieh. Längere Zeit umſchlich ihn ein bärtiger Kerl aus Sachſen und erzählte ihm lange Elendgeſchichten in der Art wie ſie jedermann weiß. Er gab ihm zwei Mark und hörte kaum auf ihn. Aber er ſah gleich ein, daß dieſe Handlung töricht war, denn ſogleich kamen andere und dann wieder der Bärtige. Da lernte er auch dies: nahm den Hund und warf ihn die fettglänzende Treppe herunter. Und hatte nun Reſpekt.

Auch machte er, um den Umkreis dieſer Lebenserkenntniſſe zu vollenden, in dieſen Tagen die erſte Bekanntſchaft mit einer ihm unbekannten Sorte Tiere.

Nach zwei Tagen Quarantäne ſtand er in New York. Es enttäuſchte ihn nicht, aber es drückte auch nicht auf ihn. Vielmehr blieb er dieſer Stadt gegenüber völlig indifferent. Denn warum ſollte ihm das eine größere Begeiſterung oder eine Erweiterung ſeiner Seele verſchaffen, daß hier die Dimenſionen mehr nach Hoch verſchoben waren wie ſonſt.

Er ſtieg in eine Bahn und fuhr ſo lange, bis er beſcheidene Straßen ſah. Dort mietete er und dorthin ſchaffte er am Abend ſelbſt ſein Gepäck. Es gab zuerſt für ihn noch die Schwierigkeit der Sprache, denn von der Schule aus wußte er wohl, wie Beſcheidenheit heiße und daß Reichtum nicht glücklich mache, aber ein Zuſchlagbillett zu nehmen erlaubten ihm ſeine Kenntniſſe noch nicht. Jedoch fand er bald, daß Sicherheit im Auftreten und Bewußtſein mehr wiege wie planloſes Wiſſen. Er ſchien Chance zu haben. Da ſah er eines Abends im Hafen ein Kind, das weinte. Er wagte es nicht zu fragen, warum. Er ſchenkte ihm nur ſein Abendbrot, das er in der Hand hielt, und fuhr am folgenden Morgen nach Milwaukee, denn dieſe Stadt war ihm zuwider geworden.

Er verſuchte dort in den bekannten Formen unterzukommen: als Lehrer, Kindergärtner, Feuerverſicherungsagent ... doch ohne Erfolg. Er begriff, daß dieſe Poſitionen zu geſucht ſeien, eben weil ſie zu bekannt ſeien, ſchlug ſich an den Kopf, kaufte einen blauen Leinenanzug und von einem Nigger

eine ölige Mütze und bot seinen Dienst an als perfekter Schlosser, Chauffeur und Monteur. Ein Fabrikant fragte einmal: „Kannst du Milchseparators machen?“ Er antwortete, es sei seine Spezialität. Am nächsten Tag erfuhr er, daß es Blechkonstruktionen seien mit einer einfachen Mechanik, so daß auf der einen Seite die Buttermilch, auf der anderen die Butter herausspritze. Er machte am ersten Tag so viel, als die Mindestzahl der Einlieferung betragen mußte, und bekam für das Stück fünf Cents. Soviel stellte er die ersten vier Wochen weiter fertig. Jeden Tag hatte er einen Dollar. Nach vier Wochen beschwerte er sich, die Arbeit sei zu hart. Er schaffe solidere Arbeit als die anderen und deshalb weniger. Man kontrollierte ihn und gab ihm sieben Cents fürs Stück. Von diesem Augenblick an machte er täglich so viel, daß er drei Dollars hatte.

Nach vier Monaten weckte man ihn nachts. Er stand auf und fragte. „Auf! rasch . . .“ sagten sie ihm.

Mit vier Möbelwagen rasten sie durch die Stadt.

Endlich roch er, was war. Kurz darauf ſah er es auch. Ein rieſiges Häuſerquadrat ſtand in Flammen. Schnell band man ihnen Tücher mit roten Sternen um den Arm, und ſie holten überall die Gegenſtände des Wertes: Kaſſenſchränke und Klaviere heraus. Nigger halfen unter der Inſpiration von Rippenſtößen. Man gab ihm fünfzig Dollars dafür.

Er betrachtete ſie ſchweigend. Die Spinne ſaß auf einer Papierkugel, die zehnmal ſo viel wert war. Allerdings: für irgend jemand nur. Nicht für die Spinne. Auch nicht für ihn in dem Sinn und Umſtand ſeines Lebens von damals. Er ſteckte die Summe vorſichtig und andächtig in die Taſche.

Am folgenden Morgen fuhr er nach dem Weſten, fünf Tage ſpannte ſich Land an ihm vorbei, heulte das Dunkel an die breiten Fenſter.

Er ging nach ſeinem Gepäck in dieſer Zeit, er raſierte ſich, ſprach mit den Menſchen und las. In den Couloirs ging er ſpazieren wie Unter den Linden oder auf der Zeil. Sein ganzes Tun atmete eine ſichere Ruhe aus: doch er fühlte, daß er,

obwohl entſchieden und klar, in einem fiebernden Sauſen ſich befinde, das überall um ihn war. Die Bekanntſchaften dieſer Tage erſchienen ihm intereſſant wie kaum andere [obwohl er viele kannte, die faſzinierender und berühmt oder bedeutend vor allem waren wie Blumenthal etwa, der Verſe ſchrieb, Bucheinbände machte und eine Nacht mit einer ganzen Barbeſatzung über Weſtdeutſchland flog). Er empfand eine erſtmalige Anteilnahme an den Menſchen und Schickſalen, die an ihm vorüberſauſten, es zuckte ihm in den Fingern, von dem zu wiſſen, was ſie ausſpie, wohin ſie rannten, was Farbiges und Erhelltes um ſie ſei. Aber er griff nicht zu. Es war nicht ſeine Zeit. Er ſchnitt alles durch. Stieg aus.

Ein Pfahl markierte die Station. Ein morſcher Haufe Hütten (wie im geduckten Bewußtſein, nur ihm die Exiſtenz zu danken) klebte um ihn herum. Einige Indianer verkauften geflochtene Gürtel mit Muſcheln beſetzt.

Über ihnen ſtieg ein gewaltiger Himmel auf. Gegen den fuhr er los, drei Tage lang, im Büffelwagen.

Gegen Abend kamen ſie an eine mächtige Niederlaſſung, und da ſie ihm gefiel, nahm er Stellung als Cow-Boy. Der Beſitzer ſchlug ihm auf die Schulter und ſchüttelte ſeine Hand. Seine Frau nickte ihm kurz, freundlich zu. Die Tochter ſah ihn nicht. Sie ging an ihm vorbei zur Tür ſo dicht, daß ihr Ärmel den Staub von ſeiner Schulter fegte. Raoul fand, daß dies ſeiner Lage entſprechend ſei. Aber nachdem er innerlich einverſtanden gelächelt hatte, biß er die Zähne zuſammen und ſah, daß ſie zwei ſchwere Zöpfe hatte und ihren Nacken mit einem elaſtiſchen Trotz hochtrug.

Es gibt drei Ideale, die der Cow-Boy kennt: Revolver, Lazo, ſeidenes Halstuch. Im übrigen erſcheinen ſie als Schweine. Vom Hanf- über das Leder- zum Seidenlazo zu kommen, iſt die Gentkarriere des Cow-Boy. Allein es gibt noch etwas in ſeiner ſchieren Unerreichbarkeit unermeßlich Köſtlicheres. Das iſt der Lazo aus geflochtenen Pferdehaaren. Der Gaucho kommt ſelten in ſeinen Beſitz, obwohl er die Sehnſucht ſeines Daſeins iſt, weil er zuviel ſäuft und ſchießt. Denn ein oder

zwei Jahre auf die Sehnsucht des Tages zu verzichten, um die Inbrunst eines Lebens einzutauschen dafür, ist eine Sache, die komplizierter ist als die letzte Wissenschaft oder mit Größe in den Tod gehn. Die Tochter des Besitzers aber hatte ihn, und Helen war stolz auf ihn, und siehe: breite Silberringe unterbrachen seinen Lauf.

Die anderen Cow-Boy ritten später an, pflockten und nickten ihm zu. Einige gaben ihm die Hand und einer nahm seinen Hut ab und sagte mit einem knappen Einknicken der Hüften: „Heinz Freiherr von Kladern. Werde hier allerdings selten mit vollem Titel angeredet." Die übrigen schauten dumm, weil er es deutsch sagte. Doch Raoul liebte ihn darum noch nicht, denn obwohl ihm das Originelle der Situation gefiel, sagte ihm die ins Humoristische stilisierte Form des äußerlich Verkrachtseins nicht zu. Dagegen schloß er sich zusammen mit Jim, einem frischen Kerl. Er sagte sich, daß er im Augenblick ungefähr im Steigen auf der Höhe angekommen sei, die dieser Bursche hatte. Nämlich Kraft, Saftigkeit und eine Helligkeit

des Auges, die den Dingen und beſonders dem glänzenden Himmel etwas abzuzwingen immer bereit und ſicher war.

Am nächſten Morgen haßte Raoul den Freiherrn.

Raoul hatte nicht Gewohnheit, ungeſattelt zu reiten. Da nahm der Freiherr die Kugel aus einer Patrone, ſteckte einen Seifenbolzen hinein und ſchoß ihn dem Gaul auf den Bauch. Wie ein angedrehter Springbrunnen flog das Tier in die Höhe und Raoul ſaß mit hartem Schlag auf der Erde. Wut ſtieg ihm in die Fäuſte, aber er entkrallte die Hände wieder, faltete ſein Geſicht in Ruhe. Er wußte, er würde in einigen Tagen beſſer reiten als der Freiherr und empfand auch dies als Drang zum Handeln, Überwinden und Durchſetzen. Aber da die anderen gelacht hatten und das bös war, bat er den Freiherrn, eine Flaſche mit der Hand wagerecht zu halten auf zwanzig Schritt von ihm. Der weigerte ſich. Jim zog ſeine Reithandſchuhe an und hielt ſie, und Raoul bluffte ſich damit in alle Achtung und Bewunderung zurück,

daß er ſeelenruhig zum Hals hinein und den Boden heraus ſchoß. Und keiner lachte mehr.

Nach einem halben Jahre fand er zwei Werft von der Farm ein Buch. Er hob es auf. Longfellow: Hiawatha ... Helen ſtand vor dem Hauſe und knotete ihre Zöpfe auf. Und er vergaß ſich und redete das erſtemal zu ihr, und gegen ſeinen Willen, ohne daß er es ſpürte, gingen viele abgeſtorbene Formen wieder in ihm auf, und er ſprach, daß er das Buch gefunden hätte und daß er wiſſe aus ſeiner frühen Jugend, wie rauſchvoll es ſei, und daß er es ihr bringe; denn er glaube, daß es nur ihr gehören könne und fürchte, ſie hätte dieſen Verluſt als einen beſonderen Schmerz empfunden. Und hier ſei es nun.

Da entdeckte er an ihrem veränderten Weſen und ihrem ſchwer beherrſchten Erſtaunen, daß er in ſeinen alten Leib zurückgefallen ſei oder vielmehr ſich ſelbſt in ſeiner neuen Entwicklung überſprungen habe. Er merkte, daß es in ihm wüte, ſah, wie ſie den Blick hob. Spürte ihn ſteigen an ſeinem Körper, grauſam und langſam wie Queckſilber ſich

hebt, bis er die Richtung ſeiner Augen traf. Da ſagte ſie: „Danke.“

Er kam wochenlang nicht auf das Gehöft aus Zorn gegen ſich. Er ſchlief nachts ſchlimmer als die anderen, frei im Gras, auf Steinen, fluchte und betrank ſich hin und wieder.

Aber ſie kam zu ihm. Sie kam als Herrin, das tat ihm wohl. Sie kam freundlich, und er wußte nicht, wie er ſich hierzu ſtellen ſollte. Aber ſie nahm ihn einfach mit in ihrer Art, riß ihn vorwärts, während er von Europa ſprach und ſie Waſhington dagegen hielt, in dem ſie zwei Jahre in einem Penſionat interniert war, und ſie ſprach franzöſiſch und er entgegnete ebenſo, doch ſie fragte ihn nie, wer er ſei, nnd gab ihm zwiſchendurch leichte Aufträge, halb Wünſche mehr mit ausgeprägtem Akzent. Einmal ſah er den Freiherrn ſich wo beſchäftigt machen. Er wies ſie auf ihn. Sie hob kaum die Schultern. Wie konnte der ſie etwas angehn. Und Raoul liebte das Grenzloſe dieſer Verachtung und haßte ſie darum gleich. Denn ſie war über ihm und der Geiſt ſeiner Kaſte ſaß in ihm.

Zwiſchendurch quälte er ſich über das Ungewiſſe des Verhältniſſes, das zwiſchen geſchenktem Vertrauen, das er durch nichts erworben hatte (und der Teufel laſſe ſich von oben her unverdiente Sentiments ſchenken!), und der Gefahr des Beiſeitegeſchmiſſenwerdens hin und her vibrierte. Da gab es einen Tag, wo ſie die Sache klärte, indem ſie ihm mit ihrem Stolz wie mit einer Gerte über das Geſicht ſchlug.

Sie hatte in ſeiner Herde eine helle Stute entdeckt mit ausgeſprochen weichen und feinen Formen und wünſchte ſie, fehlte aber mit ihrer Schnur. Raoul fing ſie mit ſeiner hänfenen. Zuerſt war ſie erfreut, klopfte dem zitternden Tier den ſamtenen Hals und ſchien dankbar, bis ſich im Weiterreiten eine Falte in ihre Stirn bohrte und ſie mit einer hochmütigen Bewegung ihren Lazo ihm hinüberſchnickte und mit geſchärfter Stimme ſagte (und verzogenen Lippen): „Sie können ihn haben. Da! Er taugt mir doch nicht mehr.“

Seit ſeiner Knabenzeit ſpürte er, wie zum erſtenmal wieder rote Wallungen ſein Geſicht zudeckten,

er rührte keine Hand nach der Schnur, wandte, ritt davon, grußlos. Zornig. Wußte nun, daß es ein Ziel sei, sie zu besitzen, sie zu gewinnen. Gott, wie die Wunde ihn freute, die sie ihm gerissen, wie er sich freute, daß er heruntergeschmissen war von ihrem achtungsvollen Interesse, in dem alle Handlung ihm gebunden war. Nun lag alles an der Gewalt seiner Hände.

In dieser Zeit kam ein Verwandter des Besitzers aus England auf die Farm. Er hatte in New York Geschäfte gehabt und wollte den Westen sehen. Er hatte vor, zwei, drei Wochen zu bleiben, ward aber nach ein paar Tagen schwer krank. Die gewohnten Praktiken versagten. Raoul und Jim rissen eine Stange aus dem Zaun und ritten vierundzwanzig Stunden hindurch. Dann waren sie wieder da. Auf einem dritten Pferd hatten sie den Arzt, an der Stange zwischen sich die Apotheke. Die Krankheit war jedoch nicht schlimm.

Helen traf Raoul im Gang zu ihrem Stall. Vielleicht hatte sie auf ihn gewartet. Sie war ganz weiß und schien an ihm vorbei zu wollen.

Dann blieb ſie doch ſtehen und ſagte mit einer Stimme, die ſo beherrſcht war, daß die Verzweiflung aus jedem Vokal weinte und in jedem Konſonanten pfiff und mit einer Kälte, die kaum die Wut markierte, daß ihrer Unnahbarkeit dies zugeſtoßen ſei: der Freiherr habe ſie die Nacht angegriffen ... Sie ſtockte, denn ſie empfand, daß ſie nicht wiſſe, was ſie eigentlich wolle. Und ſtotterte, daß ihr Vater zwar den Freiherrn peitſchen laſſen würde ... aber ... nein ... das ... ſie könne es ihm nicht ſagen. Raoul begriff, daß es Zorn von ihr ſei gegen ſich, ſo klein zu ihren Vater zu kommen, denn ſie hielt ihren Stolz allein durch die Möglichkeit einer ſolchen Sache beſchämt, aber er wunderte ſich nicht und fragte nicht: warum ſie das ihm ſagen könne. Provozierte nur einen Wortwechſel, warf dem Freiherrn die Schlinge über und ſchleifte ihn ein Stück.

Dann erwartete er alles. Am ſelben Abend hörte er einen Schuß und die Kugel. Zwei Tage darauf ritt er auf ein Gebüſch zu. Es fiel ein Schuß. Die Kugel drang in den Sattel. Sie war von vorne

gekommen und hatte ihm den Schenkel geſtreift. Trotz aller Schmerzen ſuchte er das Gebüſch ab, fand aber nichts.

Aber er ſpürte, daß ein Ende not ſei. Die Nacht, ehe er nach den Weideplätzen des Freiherrn ritt, nahm er Blei und Papier und ſchrieb ſeinem Onkel, er ſolle ihm nicht übelnehmen, daß er heute erſt dazu komme, ihm zu ſchreiben, er ſei jedoch ſehr beſchäftigt geweſen und habe die unmaßgebliche Abſicht, ſeine Reiſe noch einige Zeit fortzuführen. Er ſei übrigens in Amerika, momentan wenigſtens, für den Fall, daß der Prärieſtempel unleſerlich ſei. Doch ſei der augenblickliche Aufenthaltsort ebenfalls unmaßgeblich. Er könne auch dem Wunſche des Onkels, etwas für ihn zu tun, womit er ihn das ganze Leben ſtets im Übermaß bedrängt habe, gar nicht entgegenkommen, da er leider ganz ohne Bedürfniſſe ſei. Vielleicht nehme er aber ihm zuliebe die kleine Mühe auf ſich, bis unter das Dach zu kriechen, wenn er wiſſe, wo das ſich in ſeinem Haus befinde, dort am dritten Dachfenſter aus dem großen Spinnnetz, aber ohne die Spinne zu

töten, eine Papierkugel zu nehmen und ihren anbei präziſierten Wert an ſeinen Freund Jim zu ſchicken. Jim ſei nämlich ein entzückender Menſch, Gourmand, und wünſche ein Hotel in der Prärie aufzutun. Woraufhin ſich der Onkel vielleicht entſchlöſſe, die Gegend einmal zu beſehen. Leider werde er vorausſichtlich (aber wer weiß das beſtimmt!) nicht mehr dort antreffen ſeinen Neffen Raoul.

Darauf ſchritt er am Morgen nach den Pferden. Wieder traf er Helen. Er hatte wegen ſeinem Schuß am Abend die Apotheke benutzt. Möglich, daß es ihr aufgefallen war. Sie war entſchieden verlegen und hatte Ringe im braunen Geſicht. „Wohin ...?"

Raoul machte eine undefinierbare Bewegung. Ganz ziellos und groß ins Weite.

„Vielleicht – das wollte ich ſagen – reiten Sie für diesmal mein Pferd. Ich kann heute nicht reiten und es ſoll nicht aus der Gewohnheit kommen ... und dann [ihre Hand erſchien hinter dem Rücken] ... dann ... nehmen Sie etwa auch meinen Lazo mit – ?"

Raoul zögerte.

Sie: „Ich — bitte."

Raoul ritt von der Farm. Helens Stute war das beſte Pferd im Umkreis. Wie leicht ihr Lazo war!

Der Freiherr erwartete ihn unruhig. Lang umkreiſten ſie, einander jagend, einen großen Pferdetroß. Die Tiere ſchoben ſich ſchnaubend in dicken Keilen zwiſchen ſie. Sie konnten nicht ſchießen. Die Lazos peitſchten die Luft. Plötzlich riß zwiſchen den Gäulen eine Gaſſe. Der Freiherr brach durch. Raoul ſpürte, wie ihm das Blut gleich Nadeln in die Beine ſtrömte unter dem Druck der entſetzlich preſſenden Berührung des Lazos, der ſeine Bruſt einſchnürte. Wie ein Paket ſauſte er auf die Erde. Die Arme waren angeſchnürt, er konnte ſie von den Ellenbogen ab erſt bewegen.

Es genügte. Eh' der Gegner anzog, ihn zu ſchleifen, zielte er, ſtemmte das Knie hoch, ſchrie etwas, ſchoß Heinz Freiherrn von Kladern eine Kugel mitten durch den Kopf.

Dann ſetzte er ſich auf das Gras und ſchlug die Beine zuſammen. Das da war ein Duell im

Sinne des Landes. Dieſes war klar. Er wußte, was das ſagen wolle, daß Helen ihm Pferd und Lazo geliehen hatte. Er würde wieder ſehr reich werden. Pah! Aber Helen würde auf ihn warten, wenn er nach Süden ritte. Und ſie war ſchön, war ſtolz. Und dies: er glaubte, daß er ſie liebe. Aber es ſchien ihm, daß er dann wieder da angelangt ſei, wo er ausgegangen. Kein Himmel werde ſeine nächtliche Lockung über ihn wölben. Der Himmel würde eine Mauer ſein, feſt um ihn herum gebaut. Das Leben würde nichts mehr zum Steigern für ihn haben. Er begriff in einer qualvollen Sekunde, daß er für dieſes Leben und ſeine Anſprüche verdorben ſei, weil er mit einem ſatten Punkt eingeſetzt und mit einem Ende begonnen habe, und daß nur ein Reiz ewig und wertvoll in ihm ſei: ſich ſelbſt höher zu werfen und weiter zu ſteigern, und er begriff, daß dies in dieſen Zeitläuften nur ſo weiter ungebunden und von unten weiterſtoßend möglich ſei.

Ein Schmerz ſtach ſich in ihn hinein in dem Erfaſſen, daß er über Helen hinausmüſſe und ihre Liebe und ſeine Sehnſucht überwinden müſſe. Ihre

Haare, der Nacken und das Bleiche, o vor allem, das ihren Trotz und ihre Erschütterung färbte ... Er schloß schmerzlich die Augen und hielt die Lider lange darüber. Dann erhob er sich.

Er gab der Stute einen Schlag auf die Kruppe, daß sie schnaubend allein nach Hause lief.

Er hatte einen Augenblick lang das Bewußtsein, daß er nun, wo diese Schmerzlichkeit weiter über sein Leben hinaushänge, das Alte und Schwermachende nicht mehr zu fürchten habe. Doch sogleich kamen Zweifel, ob alles dies, was so qualvoll an Zeit und Geschick zu durchrennen ist, nicht doch allein aus einer Kette von aufgerollten Schlingen bestehe, die sich ineinanderfließend wiederholten im Hochhinaufgerissenwerden und in der Müdigkeit. Aber er schüttelte sie ab.

Stemmte sich auf, fing mit Helens Lazo ein wildes Pferd, bändigte es und sprang darauf. Der Lazo war aus weißen Pferdehaaren und aus dunkelen geflochten und mit Silberringen breit geschmückt. Raoul Perten ritt nach Norden zu. Und ritt und warf plötzlich die Arme hoch, daß sie hingereckt

aufwärts ſtanden, als faſſe er, ſich eingliedernd, in den Schwung eines maßloſen Trapezes und ließ den Lazo in mächtig ſich vollendenden Ellipſen um ſeine Hände fahren — — ... und ritt auf ein Stück Himmel zu, das ſich wie ein blaues Dreieck zwiſchen zwei Hügel hineinbohrte und über dem ein Horizont aufbrach, ungeheuer, voll Ewigkeit und in flimmernden Rotunden kreiſend wie ein von Rätſeln durchſtochener Schild

Der ausſätzige Wald

Benoit de St. More:
Ceste histoire n'est pas usée

Digitized by Google

Jehan Bodel, Sire d'Arras ritt durch den Wald.

Er ritt ein gelbes Maultier und trug aus Verachtung keine Waffen außer dem kleinen damaskeniſchen Meſſer im Gürtel. Seine Arme hingen laß auf beiden Seiten des Sattels herunter.

Nach zwei Stunden pfiff es ſcharf.

Aus einem Gebüſch ſauſte ein Knäuel Menſchen den Abhang herunter in die grelle Sonne. Einige hielten Keulen aus Holz in den Fäuſten. Der vorderſte tanzte geduckt, auf demſelben Platz ſich ſtetig hochſchnellend. In ſeiner linken Hand drehte ſich ein quirlendes Inſtrument aus Eiſen, die andere, deren Finger aus dem Fleiſch herausgekrochen waren und die am Knöchel zu einem dicken roten Schorf ward, krallte ſich um ein altes roſtiges Schwert. Alle waren von furchtbaren Fetzen ſchmutzigen Tuchs umhängt. Geſchwülſte und Narben fraßen ſich durch die Geſichter der meiſten. Langſam rollte etwas die Böſchung auf allen Vieren ihnen nach herunter, hob ſich mit langen weißen Haaren, ſtand ehrfürchtig zögernd, die Hände in

Verwunderung und Taſten hebend und ſtreckte zwei rote leere Augenhöhlen mitten in das ſtechende Licht.

Jehan Bodel griff nach ſeinem Meſſer. Es war zu klein. Sein Blick fuhr herum. Nichts war im Bereich ſeiner Hände. Er trat einen Schritt zurück und ſpie aus vor Wut.

Die Männer krochen wie Spinnen auf ihn zu. Ihr Anführer umtanzte ihn lautlos mit gierigen Sprüngen.

Da warf Jehan ſein Maultier auf die Erde, hieb drei Kerbſchnitte in den Oberſchenkel, drehte das Bein aus dem Gelenk und erſchlug ein paar der Angreifer, ging zurück, ſtreichelte raſch das ſchreiende Tier über Maul und Hals, tötete es und ſchritt läſſig, hochmütig den freien beſchienenen Waldweg weiter.

Es bewegte ihn ein Gefühl: Zorn, daß er keine Zeit hatte, das Maultier zu töten, eh' er es verwundete. Er dachte nicht daran, daß er auf ihm hätte fliehen können. Jehan floh nicht.

Kam am Mittag nach Crigny, wo großer Markt

war. Viele Auslagen färbten den Platz bunt, und ein erschütternder Tumult bewegte sich über die Straßen. Jehan stellte sich auf eine Tribüne mitten im Platz, und als Ruhe war und Kopf an Kopf gesät sich gegen ihn schoben, verhieß er, vor Ekel geschüttelt, jedem, der im Wald einen Aussätzigen erschlüge, zwanzig Denare.

Darauf kaufte er zwei Bracken, silbernes Sattelzeug, einen schneeweißen Hühnerhund und eine Stute, deren Schweif den Boden peitschte.

Er ließ alles an seinen Gasthof bringen, bestellte Spielleute und aß. Als er seinen Lieblingsfisch auseinanderlegte, schob sich ein Mönch durch die Tür und suchte zu Jehan zu kommen. Doch der Wirt spreizte die Arme und drückte ihn zurück. Jehan Bodel liebte allein zu speisen. Allein der Mönch bestand darauf und schwur lang und laut bei St. Vinzenz, bis Jehan aufmerksam ihn herbeiwinkte. Bis auf zwei Meter, denn er wünschte nicht, von seinem Atem belästigt zu werden. Der Mönch schlug ein Geschäft vor. Jehan aber machte eine so abweisende Geste, daß er zu winseln begann

und ſchwur bei den runden Blutstropfen von St. Morant, Jehan werde nächtelang aus Reue ſeine Bruſt ſchlagen. Und wie er von dem geſättigten und zufriedeneren Mund des Gegenübers die herbe Strenge abfallen ſah, ſtieß er haſtig einen Schritt vor und ſagte leis etwas.

Jehans Geſicht blieb kaum bewegt, des Mönchs Fratze bedeckte ſich aber mit einer fetten Vertraulichkeit und ſagte und ſchwor bei dem Leibe der heiligen Affliſe, die Ware ſei gut.

Jehan lachte ungläubig und edelmänniſch und folgte ein wenig zurückgeſtoßen, mehr aber neugierig. Sie überquerten den Hof, ſchoben einen Strohhaufen zur Seite, gingen durch einen Stall . . . dann riß der Mönch eine verborgene Tür auf.

Ein kahles Zimmer tat ſich auf, das nur ein ſchräg in die Mauer gerammtes Bett enthielt, auf dem ein Mädchen kauerte in ſüdlicher Haltung, von vielleicht ſiebzehn Jahren, die ſich nun zu einer adligen und beſchämten Haltung erhob und eine rührend große Schönheit entfaltete. Der Mönch

wollte ihr die Tunika abziehen, allein Jehan wies ihn zurück, verbeugte sich und fragte, wie sie heiße.

Sie sagte: „Beautrix" und sagte es in limusinischem Dialekt, dessen dunkle Schwingung Jehans Ohr entzückte. Sie hatte eine so schmelzend weiße Haut, daß sie unmöglich aus der Provence sein konnte. Der Mönch sagte: Aus Byzanz.

Da kaufte Jehan sie ohne Prüfung um zweitausend Denare.

Er setzte sie auf ein Maultier und sie ritten zusammen aus der Stadt. Jehan sprach nichts zu einer Sklavin. Sie ritten schweigend, sie ein wenig hinter ihm. Plötzlich kam ihnen Gebrüll entgegen, schäumende Rufe spritzten durch die leere und helle Luft, in der vorher nur das Knirschen lag vom Huf der Tiere durch den mahlenden Sand.

An dem Kreuzweg raste eine nackte Prozession an ihnen vorüber, Männer, die Fahnen trugen, schmutzig bestaubt, Frauen und Kinder, einige mit Säuglingen an den strotzenden Brüsten, Greise, die ihre müden Glieder vorwärts schnellten, und alle die Munde voll Geheul. Manche hatten den

Arm um die Weiber geſchlungen und ſich in ſie verkrampft, Mädchen liefen mit gelöſten Haaren und ließen ſie vom Wind hinter ſich aufbäumen, in die Männer wieder ihre Geſichter tauchten ... und alle ſauſten ſingend und ſchreiend mit ſtampfenden Sprüngen vorbei.

Beatrix errötete und wandte den Kopf, als der Zug vorbeiſchoß.

Da wußte Jehan, daß er einen guten Kauf getan. Er ſchnallte ſeine Bügel höher und hob ſie herüber vor ſich auf die Knie, jagte ihr Maultier mit Gelächter, lachte, küßte ſie und rannte mit ihr durch den Wald. Die Hunde jagten vor ihm.

Er dachte nicht an die Ausſätzigen. Denn er fühlte, wie die Glieder von Beatrix heiß wurden. Noch einmal küßte er ſie. Da war es ſchon dämmerig geworden. Der Hühnerhund ſprang vor ihnen hin wie ein weißer Strich.

Der Wald lag dann hinter ihnen in einem dunklen Bogen gleich einer Augenbraue. Dumpf rauſchend wie zwei Fledermausflügel zogen ſich die Tore von Arras im Abend hinter ihnen zuſammen.

Jehan Bodel empfand das eben in dieſer Weiſe und ſagte es ſo zu Beautrix. Denn Jehan Bodel war (ohne daß er die kleine und falſche Schäbigkeit beging, es in ſeinem Leben auszudrücken und ohne daß es aus ſeinem Tun bewußt nur in einem Funken erhellte) der größte Dichter der Pikardie.

Er ſtieg an ſeinem Hauſe ab, legte ihre Kniekehlen auf ſeinen linken Arm, und indem er ſie mit dem andern an der Schulter ſtützte, trug er ſie in ein großes getäfeltes Zimmer, in dem ein ungeheures Bett ſtand, und ſagte ihr, daß dies ihr Eigentum ſei.

Dann wechſelte er ſeine Kleider und ging zu einer Dame im Weſten der Stadt, der er dort ein Haus unterhielt. Die Dienerin ſagte ihm, die Dame ſei in der Kirche, und er kam gerade recht, als ſie die Abendmeſſe verließ. Er nahm ſie und ein paar Weiber, die mit ihr waren, mit in eine trübe Schenke in der Ecke des Platzes.

Ein dumpfes Licht ſchwelte in dem Zimmer, das ſie allein hatten. Holzpritſchen mit Teppichen belegt umliefen die Wand und ſchloſſen einen Kreis um den Tiſch, der rund in der Mitte ſtand. Der

Boden war mit leuchtend gelben und weißen Platten belegt. Es roch nach Wein und Roſen. Jehan ließ gemiſchten Wein kommen nnd nahm ſeine Dame neben ſich. Eine Stunde ſpäter kamen noch einige Männer. Die Weiber lagen auf den Bänken und ſangen.

Zwei wiederholten larmoyant ihre Beichten. Eine Rote erzählte, die Zähne fletſchend, was ihr ein Minoritenprior geſtern vorgeſchlagen: ſie möge die Haare kürzer ſchneiden und als Mönch bei ihrem Orden eintreten. Und ob ſie ſich dann auch die Haare blond färben und den Namen „Innozenz" annehmen würde, fragte ein junger Mann ... worauf ſie beleidigt tat und ihm ihr Glas zwiſchen die Buſenkrauſe goß. Ihm aber dann ſich auf die Knie warf und ihn reuig in den Ohrlappen biß.

Jehan ließ Gewürze in den Wein kochen. Sie tranken ſtark und lachten. Die Weiber ſchaukelten auf den Pritſchen und lallten Geſänge und Lieder durcheinander.

Allein Jehan langweilte ſich. Die Zerſtreuungen, die ihm Stellung und Temperament zur ſonſtig

mittelmäßigen Erfreuung — mehr geduldet in der vagen Notwendigkeit, als erfreut genommen — machten, ließen ihn grenzenlos öd.

War es ihm nicht, als ob durch all den Qualm des Zimmers ein fremder Duft wie von Frauenhaaren, die er kaum kannte, an seinen Händen schwebe?

Er begriff die Wandlung, faßte das Unbehagen nicht ganz in seinem bewußten Grund, aber ergriff es in brutalem Wohlgefühl wie die Lösung dieser Spannung, als er im Lauf des Abends von einer der anderen erfuhr, wie seine Dame ihn betrog. Und da (siehe) es wiederum ein Mönch war, dessen Schatten hier seinen Weg kreuzte (nur daß er nahm dieses Mal und nicht darreichte), lachte alles in ihm über den Ausgleich. Er stellte die Kanne, die seine Hand gerade umfing, nicht einmal weg, griff seiner Dame mit der Linken ins Haar und warf die vor Erstaunen kaum Schreiende durch die Tür. Erhob sich lächelnd und frisch und schenkte das Haus im Westen der Stadt jener, die zuerst fünf Glas Mischwein trank und ging aufatmend,

den Kopf schräg nach dem Himmel hinaufgelegt, die Arme hochgereckt hinaus in die Nacht.

In einer Nebenstraße fiel es ihm ein: er klopfte noch an ein Tor und befahl einem Händler, dessen Kopf am Fenster erschien, daß er am nächsten Mittag mit seinen besten Sachen zu ihm komme.

Die Dämmerung schlug sich durch die Straßen, und mit einem Anheben fingen alle Glocken an zu schwingen, als Jehan sein Haus betrat. Er wusch sich die Hände und das Gesicht, stieg in den anderen Stock und öffnete in einem schmalen Ritz eine Tür. In dem gewaltigen Bett sah er Beautrix und wie ihre lichten Glieder im Morgen blitzten.

Dann schlief er bis zum Mittag und ging frei hinüber, Beautrix zum Essen zu holen. Es tat ihm leid, wie sie in dem weißen und groben und unreinen Kleid, das sie am vorigen Tage getragen, erschien. Allein ihre Bewegungen waren so, als ob sie nichts trüge oder so; als ob sie persische Stoffe über den Gliedern hätte und wie es Jehan in einer raschen Erkenntnis schien so in einem; als ob dies gar nichts bedeute für den Adel ihres Wesens.

Während ſie aßen, geſchah etwas Seltſames; Jehan, der ſpürte, wie etwas, je näher er kam, etwas wie unbewußte und ungekannte Achtung ſich zwiſchen ihn und die Sklavin ſchob, ſah ſie plötzlich in Tränen ausbrechen. Er fragte. Da wies ſie halb lächelnd wieder auf ihren Teller und ſagte, daß ſie dieſes Gemüſe nicht eſſen könne. Es war Kohl. Jehan lachte ſehr. Dann überließ er ſie dem Händler mit den Stoffen.

Am nächſten Morgen brachte er ihr ans Bett rote Blumen und Steine aus Alamanda. Den Abend ſang ſie ihm eine provencaliſche Danſa:

Amic, s'eu vos tenia
Dinz ma chambra garnia,
De ioi vos baisaria,
Qar n'audi
Ben dir l'autre di.
Qant lo gilos er fora,
Bels ami,
Vene-vos a mi.

Sie ſchürzte ſich ein wenig und tanzte. Die Flammen zuckten auf dem Leuchter.

Den Morgen darauf brachte er ihr ein Falkenpaar, das in Brunſt war, und nannte ſie: Silberne Droſſel — und blieb und küßte ſie. Sie nahm keine Scham vor ihm und zog ſich an, während die erſten Lichtſtreifen den Boden kräuſelten. Sie bat ihn zur Meſſe gehn zu dürfen, und er begleitete ſie. Vor drei Altären betete ſie. Die aneinandergelegten Hände hob ſie vor jedem hoch auf im Dank, und dies war wie der Anfang einer Unſäglichkeiten ausſtreuenden Gebärde. Als ſie das Münſter verließen, war der Ausgang verſperrt. Eine Frau lag da in Kreuzform die Arme geweitet auf Bauch und Geſicht und betete fieberhaft. Vier Kreuze ſtanden um ſie und neben jedem Kreuz eine armlange Kerze mit zuckendem rötlichen Licht. Einige Leute ſtanden um die Büßende, die nicht aufſah. Beatrix zögerte.

Aber Jehan ließ ſich nicht verwirren. Er kannte die Frau. Er nahm Beatrix auf die Arme wie am erſten Tag, ſchritt über die Liegende und durch den dunkel aufgewölbten Mund der Kirche hinaus ins Licht. Und ſetzte ſie nicht nieder; trug ſie ſo

über den Markt. Als er in die Straße einbog, setzte ihm schrilles Geschrei nach. Ein wenig wandte er den Kopf: Schwarz, schäumend stand mit wehenden Armen die Dame vor dem Portal und nannte Beatrix eine Dirne.

Jehan jedoch trug die Errötete in sein Haus.

Am nächsten Tag kam Jehan nicht. Er brachte keine Geschenke.

Aber wie die Dämmerung die Schatten vom aufgewühlten Gesicht der Beatrix abpflückte, nannte Jehan sie seinen Falken. Denn er war die ganze Nacht mit ihr.

Von diesem Morgen her hieß Jehan Beatrix in jeder Frühe seinen Falken. Manchmal auch: silberne Drossel. Doch dies geschah selten und nur bei Gewittern, die mit roten, glühenden Netzen das Fenster äderten und in eine überhitzte Glut anschwollen. Sie blieben einen kurzen Atem lang zitternd und wie ein Segel und zum Sprung gespannt in der Öffnung hängen mit gelbgrünen Drähten. Da warf sich Beatrix in seinen Arm und bebte ein wenig. Denn das bedrückte ihr Herz

und war ähnlich wie das im höchſten Entſetzen zerbogene mauriſche Gitter in Jehans Arbeitszimmer. Das haßte Beatrix.

Zwei Wochen ſpäter ging Jehan zu einem Puy nach Rouen. Als er zurückkam, erwartete ſie ihn lange blaue Stunden lang am Tor. Sie ſah ihn die weite Plaine heraufkommen. Er winkte ihr zu, hetzte ſein Pferd heran und ſchenkte ihr aus Freude ſeinen Preis einen Mokoko. Der Affe ſchnurrte den ganzen Tag in ſeinem Bauer aus Holzſtäben. Aber Beatrix zog die Lippe hoch. Da warf Jehan ihn aus dem Hauſe und ließ ihr eine weiße Blumenniſche bauen. Kaufte ihr einen ungeheuer bunten Papagei, mit dem ſie ſpielte und ließ ihr einen Hengſt in den Stall ſtellen, der weiß war wie ſeine Stute. Denn ihm kam es vor, alles müſſe hell ſein um ſie, und er peitſchte einen Griechen, der ihm einen Falken brachte, der nicht ſo weiß war, wie er ihn verlangt hatte. Beatrix' Haut war das ſtrahlende Licht und die ewige Lampe von Arras.

Eines Morgens tanzte Pferdegeklapper auf ihrem Schlaf und holte ſie aus ihm hervor, und Jehan

legte ihr ſelbſt die gelben Strümpfe über die Füße und zog ſie zwiſchen Daumen und gerundeter Hand bis übers Knie. Beautrix warf ein kurzes Kleid drüber und flocht ins Haar ein Band mit drei Sternen. Dann nahm ſie zwei Falken und Jehan nahm zwei Falken und ritten Haſen jagen. Und als einer der Vögel mit einem maßlos trunkenen Aufſtieg abbog und in den kühneren Kampf aufſtieß und in raſenden Kreiſen einen Reiher überſtieg und Beautrix den Kopf auf das Genick gelegt mit einem Geſicht, das dies ſpiegelnd und das Übermäßige des Tages und dieſes ſich in das Heroiſche des Horizonts Verlierende wiedergab, aufſah,... da riß Jehan ihr den weißen, weiten Handſchuh über Ellenbogen und Hand und biß ihr hart in den Unterarm aus unerträglich geſchwellter Liebe. Sie ritten lang durch eine Ebene mit Weidengeſtrüpp. Der ganze Buſch war voll Reiter und Reiterinnen.

Als Jehan Beautrix, die er verloren hatte, in einiger Entfernung ſpäter an den Pailletten erkannte, die ihr Kleid trug, ritt er gerade in dem Augenblick

hinein, in dem ein junger Ritter Beatrix den verlorenen Handschuh überreichte, indem er ihn lang küßte, während seine Augen nach ihr langten.

Sie ritten durch den hellen Tag, bis sie voll waren von Jagd und satt und behängt mit Glanz und Abenteuer. Sie einigten sich zu einer Masse, die glänzend und schwer zurückritt, manchmal durchbrochen vom Gelächter einer der Frauen. Jehan ritt mit dem Ritter, der Girard hieß.

Den Platz der Stadt fanden sie zerrissen von Schreien. Aufbäumende, in wüste lange Schnörkel sich ausgießende Laute röhrten aus der Ecke. Ein Mann in dicke Tücher vermummt, vor dem Gesicht die Larve, war an einen Pfahl gebunden, die Arme verkreuzt. Sein Leib wand sich zwischen den Stricken hin und her in den fanatischen Konvulsionen eines Berauschten. Sein Kopf stand, am Hals in einer Klammer gefaßt unbeweglich darüber wie eine Plastik aus Stein, in der nur die Lippen sich verzerrten und die Augen, groß, rund und aufgesperrt sich verdrehten. Über ihm hing eine Röhre, die ein Mann bediente. Aus ihr fiel von Zeit zu Zeit ein

Tropfen dampfendes Öl auf den Schädel des Gemarterten.

Sie riefen und man antwortete aus einem Haus: es sei Thibaut de Nesle, den ein Aussatz überfallen habe und den man so strafe dafür, daß er es verheimlichte und nicht beim ersten Zeichen die Stadt verließ. Da schwoll Jehans Gesicht vor Zorn. Er erinnerte sich des Todes seines gelben Saumtieres, das ein Preis war von Toulouse, und er verdoppelte den Einsatz für den, der einen Aussätzigen im Wald erschlüge und setzte ihn auf vierzig Denare. Dann warf er den Kopf zurück. Er ritt genau vor den Ritter Girard und befahl ihm, dem Henker zu sagen, daß er dem an den Piroli Gebundenen fünfzig Tropfen heißes Öl mehr geben solle auf seinen Befehl. Er sagte es laut vor den anderen Reitern. Er sagte es laut vor allen Köpfen, die in den Fenstern liegend, in Kreisen den Platz umschnürten.

Girard hob das Kinn. Auge stand in Auge. Jehans Blicke stachen lange in die des Ritters, bis dieser langsam zusammensank und die Schande auf sich nahm und zu dem Henker sprach. Als er

zurückkam, war er bleich und Tränen liefen aus seinen Augen.

Der Aussätzige warf einen Schrei aus der Kehle der aufschwirrte und hinüberzischte wie ein Pfeil,

Auch in Beatrix' Gesicht schwebte ein Weinen und ging nieder, als sie zu Hause waren. Sie fragte, warum er den Hohn über den jungen Mann getan hätte und zitterte, denn sie empfand, daß er grausam sei.

Doch Jehan wies ruhig auf ihren Handschuh aus weichem weißen Leder und malte mit dem Finger die Stelle, die Girard geküßt hatte und sagte: „Ich hätte ihn sonst töten müssen."

Da empfand Beatrix in einer maßlosen Erhebung, wie sehr er sie liebte, und sie wusch sich viele Male den Leib mit Moro-Öl und byzantinischen Wassern am Abend, um ihn beflügelt und festlich zu empfangen und verzehnfachte sich in den sieben Wochen, die diesem Tage folgten, deren Tage straff und klar waren und deren Nächte überstrahlt über sie gingen, heller und furchtbarer als tausend Gewitter.

Eines Tages erſchien ein provencaliſcher Sänger und übernachtete in Jehans Haus.

In dieſer Nacht träumte Jehan Bodel, Sire d'Arras, er gehe durch einen Wald, deſſen Bäume gebogen ſeien und tönten und ſängen. Es war ein Lied, das ihn ſchmerzte. Er ſah eine gläſerne Tonne und floh in ſie; ſie bewegte ſich, ſtürzte ab und über ein Riff ins Waſſer und bohrte ſich auf den Grund eines Meers. Einige Zeit hörte er nur die klingende Muſik des Waſſers, das an dem Glas rieb. Dann kamen Fiſche. Sie verſchwanden. Dann war gar nichts als Meer, und die Endloſigkeit überfiel ihn und eine weite Leere umringte ſeine Gedanken, und wie er erwachte, war etwas in ihm, das wie eine Blumenſpritze ſeine Sinne zerſtäubte und ihn machte, als ſchwebe er.

Mittags ging der Provencale.

Er kam von der Abtei Mont St. Michel in der Normandie und wallfahrte nach San Jago de Compoſtella.

Sein Geſicht war dunkelbraun, ſeine Haare ſchwarz.

Er reichte Jehan dankend die Hand.

Als Jehan am Abend sein Kleid wechselte, erstaunte er. Er nahm den Spiegel . . . und in die Leere, die den Tag in ihm war und die sein Wesen zu einer Tiefe gehöhlt hatte, ergoß sich abstürzend, ihm neu und ihn zum erstenmal mit Maßlosem belastend, eine brandende Erkenntnis.

Jehan legte die Hände auf den Rücken. Ging durch das Zimmer. Stunde um Stunde. Beatrix klopfte. Er hörte nicht. Sie rief, es sei Nacht. Die ganze Nacht lag Beatrix allein in dem großen Bett. Der Mond spielte um sie. Das war ihr neu. Sie griff nach ihm. Sie schloß ihn in die Arme und weinte.

Jehan Bodel saß einen Tag reglos in einem Erker und sah durch das Fenster in die Stadt. Er saß auf einer schmalen Ottomane. Reglos standen zwei Säulen auf beiden Seiten neben ihm. Dann stand er auf, und Schaum lief von seinem Mund. Er zerriß die schwarzzurückgeschlagene Portiere, schlug mit einem Damaskener Fetzen aus seinen besten Schwertern und zerbröckelte sie dann

in Stücke, daß seine Hände von Röte brannten. Darauf saß er wieder und starrte auf die Stadt. Eine alte Dienerin besorgte ihn. Er schlief auf der Erde und rieb sich den Körper mit ascalonischen Zwiebeln. Dann saß er und schrieb fiebernd.

Beatrix wartete und klopfte.

Er gab ihr kein Wort.

Sie schrieb ihm einen Brief; wenig, überströmend. Jehan biß die Lippen zusammen vor Schmerz und damit er nicht weine und sandte ihr lachend einen Kohlkopf, damit er ihre Liebe tötete.

Aber er tötete ihre Liebe damit nicht.

Nach einer Woche schwirrte das Gericht durch die Stadt und die Umgebung, Jehan lese am Tage darauf sein neues Chanson.

Er trat an diesem Morgen selbst bei Beatrix ein. Sie lag, bleich, da sie nicht mehr aß, auf einem flachen Kissen auf den Stufen zu ihrem Bett.

Er sagte ihr kurz, sie solle ihr bestes Kleid anziehn und mit ihm kommen. Sein Mund war streng.

Sie wollte ſich auf ihn ſtürzen, doch er wies ſie zurück. Da faltete ſich ein Zug Trotz quer über ihr Geſicht, ſie ſpielte mit dem Knauf des Bettes und regte ſich nicht, wie er ging.

Dann aber lief ſie hinüber und ſchaute durch das mauriſche Gitter. Er ſaß auf der Ottomane wartend und ſie ſah, wie der Zorn aus ſeinen Augen geſchmolzen war und wie ſie glanzlos ſtarrten ... Da zögerte ſie nicht mehr.

Sie ſchlang den blauen und gelben Turban um die Haare und ſteckte ſieben Dolche hinein und band an den erſten einen weißen Schleier, führte ihn unter das Kinn, das er ſchwebte, und hakte ihn wieder an dem ſiebenten ein. Dann ſchloß ſie um ihre kleinen Brüſte ein weißes Mieder, das dünne gerötete Zwicken hatte an den Achſeln, welche in die Arme liefen mit engen Ärmeln aus reinem Goldbrokat und zwiſchen denen die weiße Seide des Rockes hinunterſtrömte zu den gekreuzten Schnüren aus Hermelin und dem Paſſepoil mit roten und lila Augen.

Sie gingen zuſammen zum Markt. Eine große

Maſſe bedeckte ihn und ſchob ſich in Reihen durcheinander. Neue Ströme rauſchten durch die Tore von außen Vereine mit Talaren und ein Prieſter, der in rotbekleideten Händen eine Fahne hielt. Einige Partien ſangen. Eine Schar Mädchen ſang dann Sommerlieder, und der Rhythmus der Kommenden hakte in ſie hinein wie das abgeriſſen Zanken von Papageien.

Jehan gina auf das Gerüſt. Hinter ihm ſtand der figurenvolle, ſchlündige Eingang des Münſters, aus dem ſchwache Kerzen flimmerten. Jehan grüßte lachend das Volk. Ein ſeidiger blauer Himmel hing über dem Platz. Lachend gaben ſie ihm den Gruß zurück. Dann wandelte ſich ſein Geſicht in eine undurchſichtige Strenge, und er las Li congie de Jehan Bodel d'Arras, das heißt, er ſagte den Bürgern Lebewohl. Er las weiter. Die Geſichter unter ihm ſtrafften ſich. Sie ſpannten ſich in eine atemloſe Erregung. Einer hob die Hand. Alle hoben die Hand. Ein Sturm von Händen hob an und warf ſeinen Willen gegen die Brüſtung, daß er bleibe. Und die Geſichter entſtarrten ſich und

flammten auf in Ekſtaſe und ſie ſchrieen es. Sie tobten und ſtürmten vor.

Da hob Jehan beide Hände zum Hals, hakte ſie ein und riß nach zwei Seiten das Kleid auseinander und ſtemmte ihrem Schreien ſeine nackte Bruſt entgegen. Er breitete die Arme aus. Auf ſeiner Haut tanzten blaue Flecken, und ein rotes Geſchwulſt durchbrach die Bruſt.

Ein Zittern lang ſtand das Brauſen gegen das Ungeheure.

Die Arme ſanken zurück Das Schreien ward Geheul. Männer riſſen Weiber zurück von dem Ausſatz. Sie wichen. Wie unter Peitſchenhieben verknirſchte der Aufruhr und duckte ſich. Eins gab es nur: Flucht!— .

Einer wagte es noch, ſtieß die Fauſt in die Luft und brüllte „Pilori“.

Doch er blieb allein.

Als ginge ein Kreis von Jehan aus, der weiter wie im Waſſer werde, kam etwas von ihm her und preßte die Menge vom Platz und warf ſie in die Häuſer und Straßen. Zwei trugen Beatrix ohnmächtig.

Dann ward es still.

Kein Ton.—

Jehan lächelte: Wie in der Tonne.

Der Markt hatte zwei Ausgänge. Jehan schritt nach dem einen. Es war ein Tor in einem Turm, der oben geteilt ist wie in zwei Henkel, zwischen denen eine große Glocke hängt. In seiner Mitte quoll ein Auswuchs heraus, formlos gewölbt, wie ein Nabel. Das war die Sonnenuhr. Jehan sah die Straße hinunter. Er sah niemand. Darauf schritt er zurück über den Platz nach der anderen Seite. Kein Auge stand an den Fenstern, die ihn anklafften. Er trug den Aussatz auf seiner Brust gerade wie ein Schild. — Hier lief eine dunkle Passage durch kleine wüste Gassen.

Jehan trug einen Turban aus Pelz. Seine Ärmel waren eng und trugen an den Gelenken Krausen aus Pelz. Eng schmiegte sich, nur vorn die Brust offen lassend, ein dunkelrotes Kostüm um seinen Oberkörper und rann dann unter dem Gürtel (aus Krokodilshaut) in einer breiten Glocke auseinander zu den Füßen, wo eine breite Pelzsäumung

es aufhielt und ein Streifen aus Gold. Grün waren ſeine Schuhe.

So ſchritt er in die dumpfſchrägen Gaſſen und hoffte, daß ihn einer erſchlüge.

Doch es erſchlug ihn keiner.

Sein Haus hatte eine breite Front. In den oberen Teilen lagen große Fenſter mit Säulen. Unten mitten war eine hohe Tür. Sie ſtand auf den Tag und die Nacht. Niemand kam. Jehan wartete.

Niemand kam.

Gegen Morgen gingen viele Türen auf, und Reihen von Menſchen zogen mit Kerzen durch die Stadt und zur Kirche.

Den ganzen Tag ſaß Jehan wieder auf ſeiner Ottomane. Das Zimmer war verſchloſſen. Beatrix klopfte den Morgen nach jedem Glockenſchlag. Sie rief weinend Jehans Namen. Sie warf ihren Körper gegen die Tür. Sie fluchte auf den Provencalen, der die Peſt auf ihn geworfen hatte. Er hörte ſie nicht. Die Tür knirſchte kaum.

Den folgenden Tag und die folgende Nacht ſtand das Tor offen an Jehan Bodels Haus. Niemand

kam. Kaum ging jemand vorüber. Gegen Abend ſchaute Jehan durch das Gitter. Beatrix lag vor die Tür geſtreckt wie ein feines helles Tier. Später zog ein Zug fremder bretoniſcher Sänger durch die Stadt. Ihre Roten und Viëlen klangen unten.

Nach Mitternacht ſagte eine baritonale Stimme aus dem Dunkel hervorklingend unter Jehans Zimmer die Geſchichte von Amis und Amile:

Sie waren Blutsbrüder, ſchön, ganz ähnlich und liebten ſich. Da verführte Amis die Tochter des Kaiſers und ſollte ein Gottesgericht auskämpfen, aber Amile trat für ihn ein. Amile ſiegte und man erkannte ihn nicht und gab ihm die Prinzeſſin als Frau. Allein weil Amis Brunſt heller war auf ſie, ließ er ſie ihm zum Ehebett und ward ausſätzig zur Strafe. Aber Amis tötete ſeine beiden Söhne. Mit ihrem Blut gebadet ward Amile geſund. — — —

Dann verlief ſich die Stimme, die Nacht ſog ſie auf, und am Morgen bot ein Mönch zwei Knaben an zum Verkauf.

Jehan lehnte ab.

An dieſem Morgen bearbeitete Beatrix die Tür mit einem Meſſer und ſchälte Span auf Span heraus. Doch die Tür hatte eine Mittellage aus Eiſen. Die Klinge brach ab.

Da legte ſie ſich ſtumpf über die Schwelle.

Gegen Abend hieb ſie ihre Fäuſte ſo lange gegen die Tür, bis ſie das Gefühl ihrer Hände verloren hatte. Sie ſah durch das Gitter Jehan daſitzen. Es ſchien, er ſchaue auf ſeine Hände. Da biß ſie in das Metall der Klinke und ſank blutend auf den Boden.

Auch die dritte Nacht kam. Weit ſtand die Tür auf in Jehans Haus. Sie ſpreizte ſich auf, ſo offen ſtand ſie. Niemand kam. Der Henker? Nein. Nacht. Die Nacht war ſo ſtill, daß das Dunkel brauſte.

Wie . . .?

Stille, kein Ton kam durch die Straße.

Einmal ſtand er auf. Beatrix lag quer vor der Tür, eine Rinne Blut über dem Kinn. Er ſah es. Allein . . . Er ſaß auch dieſe Nacht auf der Ottomane zwiſchen den Säulen.

Als die Dämmerung kommen mußte, erhob er

ſich. Er ging gerade auf die Tür und öffnete ſie, Beatrix war verſchwunden. Es war die Zeit der erſten Meſſe. Jehan rieb ſich Geſicht und Hände mit ascaloniſchen Zwiebeln, die die erſte Anſteckung verhinderten. Langſam ging er darauf in das Zimmer von Beatrix. Er roch an den weißen Blumen in der Niſche ... der Kamin ... das Modell des großen Schiffes hatte er mitgebracht aus Dijon. Er empfand wie der Papagei ſich regte, ſah das geſchnitzte Holz des Büfetts mit derſelben Drehung und die Täfelung und die Teppiche aus Paläſtina darüber. Er zündete Lichter an an der Wand, und ſie blitzten auf. Sie ſpiegelten flackernd in runden Metallplaketten und beſtäubten das Zimmer mit einer dünnen Schicht Licht, in der er es mit einem Blick noch einmal aufnahm:

Aber alles war nicht mehr ſcharf genug, um in die neue entſagensſchwere Tiefe ſeiner Seele einzuſchneiden, und er fühlte es nur als ein Wehtun auf der Oberfläche und ließ den Raum wie in Bedauern zurück. Dann öffnete er das Zimmer,

in dem er drei Monate neben dem blendenden Leib von Beatrix gelegen hatte. Er öffnete es in einem Ritz, sah das unbeschlafene Bett, sah die schmerzende Dämmerung an dem Fenster wühlen. Er sog den Geruch ein und sagte vor sich hin: Silberne Drossel . . . Scharf hoben in diesem Augenblick zwei Mädchen im Nachbarhause eine Reverie an.

Es wurde heller.

Silberne Drossel . . .

Er stieg hinunter in den Stall. Er strich seiner Stute über den Hals. Sie sah ihn an. Da erst überfiel ihn in einem kleinen Teil seines Hirns noch einmal Bewußtsein von dem, was nun alles von ihm abfalle. Er trat zurück. Ein Weinen riß sich in ihm los. Er legte seine Hand in das Maul der Stute. Die breiten Schultern zuckten. Lachen löste sich für immer von seinen Lippen. Dann wandte er sich.

An der Tür drehte er sich um, schlug die Achseln zurück und als sei die Last zu schwer und damit er auch dieses tilge, ging er zurück auf das Tier und tötete es.

Dann ging er durch das Fahlgrau des Morgens über die Straßen. Er ging vorüber, verächtlich an dem Pilori. Seine fleckige Bruſt ſtand offen. Alle Glocken fingen an zu läuten. Es war die Zeit der Prim. Es war hell, wie er über den Markt ſchritt. Ein Prieſter kam auf einer Stute zu dem Platz, ſang laut und betete. Menſchen kamen zur Kirche. Jehan ging durch ſie hin und ſie traten zurück und neigten ſich vor ihm. So groß war an dieſem Tage noch ſeine Macht.

Er kam an das Tor, überſchritt die Brücke. Er ging weiter, drehte ſich einmal um. Die Tore waren zugefallen. Rechts lag der See. Schwer knieten die acht Türme auf dem Nacken des Bollwerks um das Tor. Er ſah es ſinnend. Dann ſchritt er aufs Feld. Der Wald der Ausſätzigen lag vor ihm. Wie eine Braue . . . ſchien es ihm.

Plötzlich traf ihn ein Schrei. Er ſah einen Arm. Etwas Weißes trennte ſich von dem Buſch. Beatrix warf ſich ihm entgegen:

„Wo willſt du hin?“

„Nach dem Wald.“

„Du nimmſt mich mit!!“

Er öffnete die Bruſt. Sie ſtampfte mit dem Fuß: „Es iſt mir gleich.“

Jehan ſagte ruhig: „Nein.“ Sie hielt ihn am Arm: „Ich will auch ausſätzig ſein. Was geht es dich an?“ Jehan wandte ſich von ihr. Sie trat ſchäumend in den Weg:

„Du, der du mich küßteſt . . . dort . . . das erſtemal . . . ſchliefſt du in meinem Bett Nacht auf Nacht . . . Weißt du, daß du mich hießeſt: Falke . . .“

Jehan wußte es noch. Er ſagte: „Ja“ und nickte. „Silberne Droſſel . . .“ ſagte er.

Aber ſie — (die nicht begriff, wie alles in ihm getötet ſei und daß alles Weibliche in allen Beziehungen zu tief für ihn liege und kaum die äußerſten Ränder ſeines Horizonts noch ſtreife, da ſein Geiſt ſchon ganz eingerichtet war auf den neuen Sinn ſeines Lebens, der ihr entrückt auf einem fremden Schwerpunkt lag) — warf ſich auf ſeine Füße und weinte, daß er ſie mitnehme. Doch er befahl ihr zurückzugehen. Sie wälzte ſich und tat es nicht.

Da schrie er sie an: „Sklavin!“ und als sie erstarrt sich aufreckte:

„Sklavin um zweitausend Denare.“

Sie klammerte sich an ihn.

Da stieß er sie zurück und schlug sie.

Er zog weiter. Beatrix lag hinter ihm, ein großes Stück helles Fleisch, durchrast und geschwellt von maßlosem Schmerz, auf der staubigen besonnten Straße. Wie waren die Blumen farbig auf den Wiesen! Wie legte der Morgen sich licht um die Welt!

Jehan schritt die Ebene hinunter. Er begegnete Wallfahrern, die in Jericho Zweige gepflückt hatten. Die Palmiers sangen: Oltree, Dieus, aie! Er ging auf die Seite, verbeugte sich.

Einmal noch mußte er wenden. Der weiße Hühnerhund lief ihm nach. Er trug ihn in den Graben und tötete ihn.

Und setzte den Weg fort. Jehan Bodel, Sire d'Arras, trug das dunkelrote Gewand mit der Bordüre aus Pelz. Er trug den Turban aus Pelz. Seine Füße gingen in grünen Schuhen.

So ſchritt er hinunter. Dann bewegten ſich ſeine Lippen. Er ſann. Sang ein Lied, das er wo gehört hatte. Es kam ihm wie durch einen Spalt: Von einem Freund. . . . An einem Kamin in der Bretagne . . . Gaſſe Brullè? — — —

Er wußte es nicht mehr. Seine Gedanken waren davon abgeſchwommen. Er verſtand den Sinn der Worte nicht, die ſein Mund hinauswarf, laut. Es war ein Liebeslied. Er ſah auf ſeine Hände, die in Blut trieften:

Hé blanche, clere et vermeille,
De vos sont tuit mi desir;
Car faites en tel merveille
Droiture et raison faillir.
Quant je vos vueill a amie,
Droiz nel poroit otriier;
Se vostre grant cortoisie,
De gentil dousor garnie,
Ne me deigne conseillier;
Mar vos oi tant prisier.

Seine Haltung war ſtark und königlich.

Mit einer ungeheuer ſchlichten Gebärde ging er auf den Wald zu, der ihm entgegenkam.

Maintonis Hochzeit

Digitized by Google

Plötzlich flackerte eine kleine Staubwolke auf. Ganz steil stand sie tief am Horizont auf der weißen glühenden Straße.

„Es sind noch fünf Minuten", murmelte Antoine.

Ich konnte eine leichte Unruhe nicht verbergen; da nahm Antoine meinen Arm und zog mich unter die Platanen. Wir schritten langsam über Rasen. Das Gras war am Rand der Chaussee leicht gelb. Im Schatten stand es satt und buschig. Wasser lief zwischen zwei Grenzsteinen. Es war sehr heiß. Nun sagte Antoine: ‚Fahren sie mit nach Paris!" Nach einer Pause wiederholte er mit eigentümlich gedehnter Betonung: „Paris." Dann wandte er sich um und sprach ganz laut und anders:

„Sie müssen nicht daran denken!"

Ich machte eine Bewegung mit der Achsel. Antoine kniff die Augen fest zusammen: „Er hat doch sein Ehrenwort gegeben . . "

„Kurz! Ich sah ihn", erwiderte ich ungeduldig. Es klang vielleicht schroff. Antoine beugte sich ein wenig vor, als warte er. Wir schauten hinunter. Die Staubwolke hatte sich hinter einem kleinen

Hügelzug verloren. Durch die ganze ſtille Luft hörte man ein fernes nnd feines Geräuſch. Ich nahm Antoine beim Arm:

„Bemühen Sie ſich ein wenig zu glauben, daß ich mich nicht täuſche. Ich weiß Ihnen gewiß Dank für Ihre Beruhigungsverſuche, aber Sie müſſen doch einſehen, daß Ihre Argumente wertlos ſind. Wenn ich ihn daraufhin, daß er ſein Ehrenwort brach und doch wieder in einem Spielbad auftauchte, auf Grund der damaligen Verhältniſſe verhaften laſſen wollte, hätte ich durchaus keine Möglichkeit dazu, weil wir auf ſpaniſchem Territorium ſind. In einer Stunde erſt erreichen Sie die Grenze. Aber ſehen Sie ganz davon ab! Ich will Ruhe und Ausſpannung. Es ſtört mich einfach, auf unangenehme Ideengänge zu kommen. Umſonſt vergrabe ich mich doch nicht in die Pyrenäen."

Antoine zog tief die kühlere Luft des beſchatteten Baumganges ein und fachte ſich mit dem Hut Luft ins Geſicht. Er nahm ſeinen Stock und hakte ihn in die Schulter: „Der arme Perdican . . .", flüſterte er.

Als aber der Wagen nahe wieder ſichtbar ward, legte er die Hand auf meine Schulter. Er ſah mich kurze Zeit lang erſtaunt und wie fragend an. Darauf flog eine raſche Spannung über ſeine Stirn. Er ſtellte heftig ſein Bein auf einen Stein. Dann riß er Papier heraus und ſchrieb auf dem Knie haſtig ein paar Worte. Ich nahm, etwas verblüfft, den Zettel. Nun diktierte er mir eine Adreſſe. Währenddem torkelte auf der unebenen Straße die Poſt herbei. Antoine rief mir raſch zu: „Sie werden dort Ruhe haben, Sie kommen mit meinen Empfehlungen. Laſſen Sie die alten Miſeren!“

Die Maultiere legten die Köpfe zur Seite und zogen die Ohren trotzig an. Antoine winkte. Sein Bart und ſein ſchräges Profil traten bedeutend aus der Geſichtermenge der anderen Reiſenden hervor. Die Diligence rollte um eine Ecke, und die Sonne brandete mit erſtickenden Flutungen gegen die Häuſer.

Um vier Uhr morgens fuhr ich ſchon. Unterwegs las ich die Zeilen Antoines. Es mußte ein Dialekt

ſein. Denn ich verſtand ſie nicht. Später mußte ich wieder an den Grafen Perdican denken. Er war ein lieber Freund. Sein Tod hatte ungemeine Senſation gemacht. Drei Tage nach ſeiner Beiſetzung ſah man, daß ſein Partner, deſſen Wechſel er nicht einlöſen konnte, Karten aus einer doppelten Manſchette ſchüttelte. Man verband damals noch andere ſeltſame Themen mit ſeinem Namen. Es war eigentlich lächerlich, daß wir uns damit begnügten, ihm das Wort abzuverlangen. Es war geradezu widerſinnig. Damals hatte niemand hieran gedacht.

Ich frug mittags in Tarragona nach meiner Adreſſe. Es ſeien höchſtens drei Stunden zu gehen... Nach viereinhalb Stunden Marſch ward es dunkel. Ich ſah Lichter. Ich klopfte. Es dauerte ein paar Minuten. Dann kam ein ſchmutziger Hausknecht. Er trug nur ein Paar halblange Hoſen. In der Hand hielt er einen Kien, den er vorſichtig neben mein Geſicht neigte. Da er nichts ſagte und keine Bewegung machte, mich einzulaſſen, hielt ich ihm Antoines Adreſſe vor die Augen. Er grinſte verſchlafen. Nun las ich ſie laut vor.

Er trat langſam einen ſchleichenden Schritt zurück und ſtreckte den Span mit geſpanntem Arm noch näher nach mir. Sein Blick umfuhr mich einen Augenblick ſcharf. Darauf verſchwand er: ich hörte verhandeln. Ein Mann mit einem ſtarken Bauch erſchien. Sein Geſicht, das Zutrauen erweckte, prüfte mich, während das brennende Holz mich wieder beleuchtete. Er fragte, ob ich fremd ſei. Ich ſagte: nein ... Zugleich kam mir meine Antwort dumm vor. Ich zeigte Antoines Zeilen. Er rief ſofort ein paar Worte in das Haus. Dann forderte er mich ganz verändert auf einzutreten. Währenddem ſagte er, es ſeien bis zu meinem Ziel noch gut zwei Stunden. Dann lachte er, als ich meine Auskunft über den Weg von Tarragona erzählte. Drinnen ſaßen noch drei Männer. Sie tranken Wein und würfelten. Da ſie ſtark geraucht hatten, ſtand eine harte Luft in dem Raum. Eine Lampe hing an Eiſendrähten über einem Tiſch.

Es wurde ſtill, als wir eintraten. Mein Führer nahm mich bei der Hand, verbeugte ſich und ſagte: „Der Sennor will zu Joaquin Pelayo ...“

Hierauf erhoben ſich die andern und ſagten etwas, das ich wieder nicht verſtand, worauf jeder mir die Hand gab. Ich lehnte ihre Zigarren ab, trank aber ein paar Gläſer Wein mit ihnen. Dann ward ich müd. Auf einem Strohſack in einer Niſche ſchlief ich die Nacht. Am Morgen ſah ich niemand mehr. Ich durchſuchte das ganze Haus. Niemand. Ich ließ ein Silberſtück liegen und ging weiter. Es konnte keine Meile Entfernung ſein, als das hölzerne Geklapper eines Maultiers mich umwenden ließ. Der Knecht brachte mir das Geldſtück und viele Empfehlungen für Joaquin Pelayo.

Ihn ſelbſt glaubte ich ſofort zu kennen. Er ſtand vor ſeinem Haus und wuſch ſich den Oberkörper mit Regenwaſſer aus einer Tonne. Er begnügte ſich zuerſt, durchaus keine Notiz von mir zu nehmen. Ich begrüßte ihn. Dann wiederholte ich meinen Gruß. Ich nannte ſeinen Namen. Darauf ſtellte ich mich aufgerichtet vor ihn hin und trat mit dem Fuße mehrmals gegen das Faß. Er ließ ruhig ohne Rührung den Strahl über

ſeinen Arm laufen. Die Muskeln brachen wie Wülſte hervor, wenn er den Ellenbogen ein wenig krümmte.

Ich zweifelte nun, ob er es doch ſei. Mein Inſtinkt konnte mich betrogen haben. Nun nahm ich meinen Stock bei der Spitze und klopfte ihm mit der Zwinge auf den Rücken. Wie ein Schlagbaum wuchs etwas vor mir in die Höhe. Ich hielt verwirrt meinen Stock in einer lächerlich täppiſchen Lage wie eine Kinderfahne.

Ich erſtaunte über die Würde des Mannes und ſeine unnatürliche Größe.

Als er meinen Zettel geleſen hatte, gab er mir die Hand. Er fragte nach ſeinem Freunde Antoine. Antoine war doch älteſter franzöſiſcher Adel. Ich ließ nicht merken, daß ich verblüfft war. Ich redete raſch und abgeriſſen. Er ſchloß ſein Hemd und zog eine kurze Jacke darüber, die ihn noch größer machte. Dann rief er zweimal: „Maintoni ...“

Maintoni kam, nahm mit einem leichten Fallenlaſſen der Lider meine rechte Hand und zog mich

ins Haus. Wir gingen über einen langen Gang und traten in ein hohes Zimmer. Maintoni drehte ſich um und rief hinaus: „Rodriguez!“ Eine alte Frau ſaß an einem Fenſter und murmelte vor ſich hin. Maintoni küßte ihr die Hand und ging hinaus.

Rodriguez goß eine Flut Freundſchaftsverſicherungen aus. Sein Körper war ſchlank und von wunderbarem Zuſammenſpiel der Gelenke. Das Geſicht wirkte in der Nähe kantig gegen die Harmonie des Wuchſes. Die Naſe war ein wenig zu lang.

Die Alte fing an lauter zu reden. Ihre Stimme hatte eine knarrende Biegungsloſigkeit. Einige Bilder und Miniaturen ſtanden auf einem Tiſch vor ihr. Rodriguez wartete, bis ich ſie begrüßt hatte. Sie dankte, ſprach aber weiter. Dann ſagte er mir, es ſei die Mutter Pelayos. Sie lebte nur noch in ihren erſten dreißig Jahren. Die Umgebung kannte ſie nicht mehr. Eine dichte Luftſchicht, von Erinnerungen geſättigt, umgab ſie wie körperlich und ſchloß hermetiſch alle Berührungen mit der Welt ab.

Doch küßte Joaquin Pelayo ihr ebenfalls ehrfurchtsvoll die Hand, als er eintrat. Maintoni brachte mir zu trinken. Während dem Eſſen legte der Hausherr plötzlich die Hand auf den Arm ſeiner Tochter. Er trug einen Ring mit einem rieſigen Solitaire. Ohne daß Sonne ihn traf, blendete er. Ich ſah ſofort, daß er echt war. Pelayo ſagte zu Rodriguez, als Maintoni hinausgegangen war:

„Sennor, Sie werden unſerem Freunde Ihr Zimmer abtreten! Sie werden unten ſchlafen bis zur Hochzeit." Ich wollte Einwendungen machen. Aber man ſchlug mich mit Freundlichkeit nieder. Pelayo zog ſich zuerſt zurück. Rodriguez erzählte mir gleich, daß er in vierzehn Tagen heiraten werde. Maintoni ſei dann gerade ſiebzehn Jahre alt.

Er hob den Arm und bog ihn über dem Kopf zuſammen, daß das Gelenk knackte, und der bronzene Hauch ſeiner Haut pulſierte dunkler. Er dehnte ſich weit zurück, ſchlug raſch auf ſeine Schenkel, daß es wie Gewehrfeuer klang und an der Wand ſich brach, und ſprang, ſich duckend, auf.

Dann erſt konnte er wieder reden, ſo nahm ihn die Freude mit.

Maintoni führte mich zu meinem Zimmer. Als wir die Treppe hinaufſtiegen, öffnete ſich neben dem Geländer eine Tür. Ihr Vater trat heraus. Eine eigentümlich ſüße und berauſchende Luft quoll heraus. Pelayo ſchloß raſch wieder. Ich fühlte, daß mein Kopf benommen ward. Ich wankte ein wenig und wollte Maintoni fragen. Aber ſie ging ſo ruhig vor mir, daß ich es ließ.

Die Nachmittagsſtunden legten eine flimmernde Hitze auf die Landſchaft. Die Nerven löſten ſich und der Blick ward matt. Von meinem Zimmer aus hatte ich weite Schau und ſtaunte über die Seltſamkeit der Gegend, die mit einer Welle von Grün und übertriebener Fruchtbarkeit noch gegen das Haus prallte und ſich hinunter nach Valencia zu in eine troſtloſe Sandebene verlor, aus der, zäh und kantig, der Engpaß zum Schloß von Hoſpitalitet hinaufwuchs.

Am nächſten Tag verabſchiedete ſich Joaquin Pelayo von mir. Er ließ Maintoni allein mit uns

beiden. Wir richteten uns ein, wie es ging. Morgens liefen wir zwei Stunden südlich, wo der Postdampfer anlegte, und fragten, ob etwas für mich nachgekommen sei. Der Vorgang schien ihnen fremd und eigenartig zu sein. Rodriguez tat, als sei es ein Ding von Wichtigkeit, das seine Entschlossenheit bis zum letzten Zug in Anspruch nehme. Allmählich hatte er sich so in die Rolle hineingelebt, daß er meinte, seine Anwesenheit sei nötige Bedingung dafür, daß der Matrose, der die Post ausschiffte, mir den Brief aus dem Kahn herüberwarf und mit affenhaften Verrenkungen eine Kupfermünze dafür fing. Manchmal forderte er mich mit einer kleinen Gebärde von Ungeduld auf, mitzukommen. Als ich ihn einmal allein gehen ließ, reichte er mir schweigend die Hand, als hätte ich ihm das Wertvollste anvertraut. Maintoni hatte eine stumme Verwunderung dafür. Sie strich mit ihrer ganz hellen Hand über den Brief hin, beschaute ihn von allen Seiten und blieb mit einem märchenhaften Ausdruck des Verlangens an den vielen bunten Marken hängen.

„Hätten Sie sie gerne?“ fragte ich lächelnd. Ich löste sie und reichte sie ihr hin. Da ging ein namenloses Staunen in ihren Augen auf. Sie öffnete halb den Mund. Zwischen den sanften Bogen ihrer Lippen traten die Zähne, die weiß und außerordentlich schön gesetzt waren. Dann senkte sie rasch den Blick, bewegte den Arm einige Male wie streichelnd über den Gürtel, wandte sich langsam um und lief sehr schnell davon. Ich sah zu Rodriguez hin. Er umarmte mich:

„Hombre, si: Sennor! Sie sind ein guter Mensch“, rief er enthusiastisch. Abends fuhren wir aufs Meer hinaus. Die leichte Brise löste die heiße Stille des Tages zu einer bewegten Kühle, die einen Schauer von Ruhe und dämmerndem Glücksgefühl entfachte. Ich lehnte mich zurück in dem Boot, dessen geschweifte Flanken in eine Spitze aufstiegen, die über meinem Kopfe stand. Maintonis Blick lag wie eine stille Sonne auf Rodriguez, dessen braune Rückenmuskeln im Takt des Ruderns fächerhaft zusammenschnellten und wieder unter der Haut verliefen.

Wenn die Sonne verſchwunden war und die Berge um das Caſtel de Balaguer wie mit violetter Tinte auf den ſilbrigen Himmel gemalt ſchienen, ſang Maintoni eine Romanze, deren Rhythmus immer ſteil aufwärts und tief herab ging. Einmal erzählte Rodriguez von ſeinem Vater, der vor fünf Jahren in Aſturien auf einer Bärenjagd verunglückt war. Das Tier hatte ihm den Kopf abgeriſſen. Das Meſſer des Freundes ſchon im Herz, hatte es ihn mit einer der letzten Konvulſionen in eine Schlucht hinuntergeworfen. Man mußte den Leichnam ohne Kopf begraben. Rodriguez ſchien bang:

„Glauben Sie, Sennor, daß mein Vater trotzdem ...“

Ich nickte ihm beſtätigend zu. Er war rührend. Er hatte die Hand feſt gegen ſein Knie gepreßt und ſah vor ſich hin. Dann ſagte er vorſichtig:

„Trotzdem das Amulett an ſeinem Hals geblieben war und mit dem Kopf verſchwunden iſt ...?“

Ich ſagte ihm, daß es genüge, wenn das Kreuz die Bruſt berührt habe ...

Oft trug der Wind den Duft der Linden herüber und verteilte ihn dünn und zärtlich über das Waſſer. Ein paar hundert Meter vom Strand lag eine breite Klippe. Dort war, wenn die Flut nicht ging, die kühlſte Stelle der ganzen Gegend.

Nachts ſchlug das Meer gegen den Strand.

Joaquin Pelayo kam noch ſtolzer als früher. Es war am heißeſten Mittag. Maintoni brachte eisgekühltes Pomeranzenwaſſer mit Zuckerbrot und ſpäter Schokolade. Mein Gepäck war nachgekommen, und ich zeigte ihm ein paar Aufnahmen Antoines aus den letzten Monaten. Ich erzählte ihm auch von dem Eindruck des Zettels auf den Beſitzer der Venta, wo ich die Nacht verbracht hatte auf der Suche nach ihm. Er lächelte leicht:

„Laſſen Sie aber keine Geldſtücke bei mir liegen!"

Ich lachte: „Da müßte der Diamant an Ihrem Finger nicht unter Brüdern zwanzigtauſend Francs wert ſein ..."

Es war, als hätte ich mit der Hand auf den

Tiſch gehauen. Alle wurden ſtill. Rodriguez ſtrich ſich übers Haar, und Maintoni ſah ſcheu zu ihrem Vater.

Ich ſprach nicht weiter. Die Stimmung dieſer Lähmung lief an uns ab, wir rauchten, und als es kühler wurde, ſahen wir eine Frau von Balaguer heraufkommen. Vor den zwei Meilenſteinen kniete ſie nieder. Wir ſaßen auf der Galerie des erſten Stocks. Beim Näherkommen ging ſie langſamer. Sie blieb lange unten bei der alten Frau, die immer mit ſich ſprach. Dann trat ſie beſcheiden heraus. Die Demut ihrer Haltung ſtand in ſonderbarem Widerſpruch mit dem heroiſchen Riſſe des Geſichts. Nur die Augen linderten die Stärke der Linien und die Bronzeglut der Haut. Sie waren weit aufgebogen und leuchteten in hellem Glauben. Sie trug die Tracht der Nonnen von Hoſpitalitet.

„Sor Gracia, meine Schweſter", ſagte Pelayo.

Ein kräftiger Wind ließ das Meer opaliſieren. Die Linie der Küſte ziſchte wie in verſteckter Wut. Draußen an der Klippe ſprang manchmal eine ge-

peitſchte Welle ſpringbrunnenhaft und heftig in die Höhe. Der Himmel nahm eine tiefrote Glut mit blauen Rändern an.

Sor Gracia ſprach in kindlichem Tonfall vom Kloſter; und wie ſie ſich freue, am jüngſten Tage eine kleine Harfe zu ſpielen. Sor Blanca und Sor Uraca würden auf Violen geigen. In den halbdunklen ſchlafloſen Nächten der gemeinſamen Zelle ſprächen ſie oft davon.

Am nächſten Tage kam der betäubende Duft wieder heftig aus dem Zimmer im Erdgeſchoß. Zu mancher Zeit ſchien es mir, als ginge ein Ton durch das Haus von ſplitterndem Glas.

Den Tag darauf legte ſich der Wind ganz. In den Zimmern ward alle Stunden geſprengt. Die Hitze war zehrend geworden. Als ich hinunterſchaute zum Strand über die kleine Bucht, wo die bewimpelten Pirogen Joaquin Pelayos lagen, hinweg, ſah ich auf der Klippe ein kleines gelbes Tuch, das ſchlaff an einer Stange herabfiel. Wir ſchliefen den vollen Mittag. —

Die Fahne wehte am Abend. Sie wehte

am folgenden Morgen. Sie wehte wieder am Abend. Ein ſchwacher Wind ſpielte lüſtern mit ihr. Er legte ſich in die Falten, drehte ſich darin und ließ das Tuch herabfallen. Dann blies er es von neuem hoch.

Mit der Dunkelheit zündeten wir Laternen an. Wir gingen am Strand entlang. Dann bogen wir nach einer halben Stunde links ab. Maintonis Haare glänzten kupfern. Wir trugen kurzgeſtielte Netze mit feinen Maſchen. In kleinen Abſtänden blieben wir ſtehen und hielten mit kurzem Ruck die Laternen dicht über das Waſſer. So ſchritten wir den kleinen Fluß entlang ins Land hinein. Allmählich gewöhnten ſich meine Augen daran, das zuckende Heranſchleichen der Aale zu beobachten. Maintoni half mir, zeigte mir, wie ich das Netz halten, wie ich zuſtoßen müſſe. Doch ich fing keine.

Rodriguez hatte drei. Aber Maintoni ſieben.

Es wurde hell, als wir nach Hauſe kamen. Maintoni hatte die gleiche Ruhe wie ſtets. Sie hatte kein Brennen im Blick, keine Röte auf der

Haut. Ich ſchlief den ganzen Tag. Als ich aufwachte, hörte ich, noch ſchlaftrunken, Stimmen. Eine kurze, ſpitzige, die herüberſchoß, eine breite, ſtarke, die ihr entgegenkam. Dann ein ärgerlicher Ausruf — — ein Wagen, der anzog — — noch ein paar Stimmen. Ich lief zur Galerie. Ich bog mich weit über die Holzſtäbe .....

Ich taumelte, ich riß mich hoch. Das Holz knirſchte. Ich fühlte, daß mein Atem pfiff. Ich ſah es ... es war dasſelbe Geſicht des, der lächelnd Perdicans Wechſel in die Weſtentaſche ſteckte ... es waren dieſelben Züge, es war derſelbe, den ich zwei Tage vor dem Tod der Frau von Montbellaire mit entſtelltem Geſicht, die Augen grün untergraben, mit ſchlappen Linien, die nach dem Mund herunterfielen, aus ihrer Loge ſtürzen ſah.

In dem Wagen ſaßen noch Frauen, auch einige Männer.

Ohne Gefühl nahm ich, als ich hinausſchaute, in mich auf: Die Fahne wehte nicht mehr.

Ich lief zu Joaquin Pelayo. Ich fand ihn nicht. Da drang ich in das Zimmer im Erdgeſchoß. Ich

hatte nicht geklopft. Ich ſtieß die Türe auf. Ganz weit. Aber der Duft ſchlug mir ſüßlich ins Geſicht und nahm mir den Atem. Ich ſah kurz ein Blitzen von dem Tiſch her. Pelayo hatte mich hinausgezogen. Er war höflich, ſchien aber verletzt. Er begriff meine Erregung nicht. — — Was ſie gewollt hätten?

Das Haus mieten oder ſo etwas . . .

Es ſchien ihn gar nicht zu intereſſieren.

In dieſem Augenblick rief draußen einer der Knechte. Pelayo ſprang hinaus. Ich folgte. Der Knecht deutete erregt nach der See. Auf der Treppe raſte etwas herunter . . . an uns vorbei. Wir ſtürzten nach. Maintonis Kahn ſchaukelte leer draußen. Die Flut kam, die die Klippe überſchwemmte. Wellen mit breitem dunklen Rücken wälzten ſich wie Tiere auf ſie. Dann knatterte es und weiße Schaumſtreifen bedeckten ſie faſt ganz. An einem Vorſprung hielt ſich Maintoni mit gekreuzten Armen.

Rodriguez hielt vor den Booten. Seine Bruſt drängte ſich heraus. Er bog die Hände vor die

Lippen. Die Wangen ſpannten ſich nach innen, und aus dem qualvoll aufgeriſſenen Kreis des Mundes flog ſeine Stimme wie ein Schuß:

„Ay!“ rief er.

„Ay! Maintoni — —“

Rodriguez ruderte. Wahnſinnig ruderte Rodriguez. Ich hielt das Steuer, ſah ſein Geſicht. Wie lächerlich die rotweiße Lackierung der Ruderſtangen wirkte. Zweimal ſahen wir Wellen über die Klippe gehn. Maintoni hatte den Vorſprung umklammert und ſich auf den Bauch geworfen. Der Atem ſtand uns zweimal in der Kehle. Wir atmeten nicht. Wir wagten es nicht, zu atmen. Nein. Wir konnten nicht. Dann hob Pelayo ſie in die Piroge.

Sie hatte das Boot nicht feſt genug gemacht. Die Flut trieb es weg, während ſie die Fahne einſtrich.

Wir redeten nicht mehr viel dieſen Abend. Am Morgen ſehr früh weckte mich Pelayo und fragte, ob ich ihn begleiten wolle.

„Es wird zwei Tage dauern“, ſagte er. Ich war dabei. Wir gingen Stunden. Wir ſchliefen den

Mittag unter ein paar Pinonenfichten. Es wurde dämmerig. Wir kamen in ein Tal, das ſich zwiſchen rauhe Bergwände einniſtete. Ein abſchüſſiger Pfad führte zum Meer.

Ich hatte Joaquin Pelayo gefragt, was die Fahne auf der Klippe bedeute. Ich hatte ihn gefragt, woher er Antoine kenne. Dann hatte ich gefragt, was das Geheimnis des Zimmers ſei, aus dem der Duft ſtröme, und auf deſſen Tiſch ich das Blitzen ſah.

Joaquin Pelayo ſagte mir, daß er Baske ſei. Antoines Mutter ſei aus dem alten Königsgeſchlecht und in einem Zweige mit ihm verwandt.

Ich erinnerte mich an Antoines Mutter nicht mehr. Sie mußte ſchon lange tot ſein. „Bei Antoines Geburt", ſagte Pelayo. „Dieſer Familienſtamm iſt älter als der ganze europäiſche Adel. Antoine und ich entdeckten unſere Verwandtſchaft, als er kam, einen Diamanten bei mir ſchleifen zu laſſen." Das ſei auch das Geheimnis des Zimmers: Sein Laboratorium. —

„Die Fahne iſt eine alte Sitte der Kontre-

bandiſten. Es iſt gefährlich, Sennor, wenn man weiß, daß Diamanten bei mir ausgeladen werden. Ich habe den Schmuck der Herzogin von Guiſe und das Diadem der Fürſtin Rubinowitſch geſchliffen. Sie ſehen, welche Werte ich manchmal im Hauſe habe. Die Fahne bedeutet je nach der Farbe, daß ich am ſoundſovielten Tage hierher komme. Das Schiff fährt an der Küſte vorbei, und man läd hier aus." Pelayo ſchaute angeſtrengt durch das Dunkel zum Meer hinunter. Dann meinte er lächelnd: „Sie werden erſtaunt ſein, Sennor, ... ein unbekannter Mann ... hier in der Einöde ... ſchleift den berühmteſten Schmuck. — — Ich habe in Sevilla von einem Mauren, der mich liebte, ein Syſtem erhalten. — — — Maintoni ſoll glücklich werden", fügte er ohne Zuſammenhang hinzu.

Er zeigte mir eine Holzhütte mit Stroh. Der dünne Ton einer Pfeife — — — Pelayo verſchwand. Ich aber konnte nicht ſchlafen. Ich ging das Tal hinauf. Mohn wuchs im Gras. Wilde Lilien ſtanden überall. Durch einen kleinen Wald mit Eichen ſchritt ich hindurch. Eine Trappe

rauſchte an mir vorbei. Leicht feucht war die Luft. Tau hing im Gras. Ich aber konnte nicht ſchlafen.

Ich warf mich auf den Rücken und ſah, wie die Sterne über das Meer hinauswuchſen und mich traurig machten.

Pelayo ſchlief in der Hütte. Wir ſchenkten einem bettelnden Gendarmen Brot unterwegs. Maintoni weinte, als wir heimkamen. Sie hatte uns nicht erwartet.

Maintoni weinte oft, wenn ſie glaubte, daß es niemand ſah. Maintoni hatte goldene, glänzende Zöpfe, die wie Seide herabfielen und deren bebänderte Enden ſie im Gürtel trug. Ihre Brauen waren halb blau und halb ſchwarz und waren lang und ſo fein wie der Schatten einer Feder.

Es war ſo heiß, daß die Fenſter im ganzen Haus ausgehängt wurden, die Türen wurden geöffnet. Die Diener wehten mit Palmblättern Wind, wenn wir ſpeiſten.

Es war Mittag. Rodriguez kam zu mir. Er ſetzte ſich auf die Binſenmatte. Dann ſtand er wieder auf. Dann ſtützte er ſich gegen das ſilberne

Kohlenbecken. Er ſagte: „Sennor, Maintoni iſt traurig.“ Ich tröſtete ihn. Ich ſagte ihm: „Es wird die Hochzeit ſein, Rodriguez.“ Doch er ſchüttelte den Kopf.

Ich fragte Maintoni. Maintoni ſagte: „Ich bin nicht traurig. Ich freue mich, Sennor.“ Aber Maintoni hatte rote Augen.

Da ſagte ich: „Maintoni! Rodriguez leidet ſehr.“ —

Maintoni bekam große blendende Augen! „Sennor, Rodriguez liebt mich. Ich liebe ihn auch. Rodriguez hat mir das Leben gerettet. Sennor, was habe ich, um es ihm wiederzugeben? Nichts, Sennor.“ ...

Am Tage vor der Hochzeit kam Sor Gracia. Sie ſetzte ſich lang zu der Alten, die immer ſprach. Der Saal war weiß geſtrichen. Oben lief eine Borte von gemalten Heiligen. Aus der Achſel eines jeden wuchs ein Arm aus Meſſing. In der Hand hielt jeder eine Kerze. Sor Gracia zündete alle Kerzen an. Es mochten hundert ſein.

Sie ſprach noch, daß ſie am Jüngſten Tage eine

kleine Harfe ſpielen werde. Sor Blanca und Sor Uraca würden auf Violen geigen. In den halbdunklen ſchlafloſen Nächten der gemeinſamen Zelle ſprächen ſie oft davon.

Viele Leute kamen. Frauen in grünen und gelben Miedern. Frauen in Schuhen ohne Abſätze, in Schuhen aus Seide, in Schuhen aus Seide mit Gold, mit Silber, mit Muſcheln, mit vielen weißen Perlen beſtickt. Sie tanzten Fandango. Sie tanzten den Bolero. Maintoni tanzte. Rodriguez tanzte. Alle anderen ſahen zu. Kaſtagnetten trommelten. Tamburine und Flöten klangen. Die Männer ſchnalzten mit den Fingern. Andere ſchlugen in die Hände. Eine Sackpfeife ſpielte mit hohem, eintönigem, melancholiſchem Klang. Maintoni trat allein vor. Sie neigte ſich vor Rodriguez. Er folgte. Die Glieder ſpannten ſich in einen heißeren Rhythmus. Sie wuchſen, umkreiſten ſich. Sie wölbten die Bruſt. Der Rücken bog ſich, die Hände wurden heiß. Dann hielten ſie in einer plaſtiſchen Poſe, löſten ſich und gingen allein in das Dunkel. Sie kehrten bald zurück.

Die Gäſte gingen.

Ich ſtieg hinauf, um zu ſchlafen.

Es war ſpät in der Nacht.

Ich wachte auf. Ein wahnſinniger Schrei gellte, pfiff, peitſchte ſich durch das Haus. Ich ſtürzte die Treppe hinab. Unten glitt ich aus. Etwas Dunkeles fiel auf meine Augen und drückte. Als ich erwachte, lag ich ſchräg auf der Treppe. Langſam ſtand ich auf und ging hinaus.

Links lag ein Mann. Ein kaſtiliſches Meſſer ſtak in ſeinem Hals. Nur Leute, denen der Tod in die Gurgel fährt, können ſo ſchreien. Blut ſah ich keines. Es war Rodriguez.

Es war halbdunkel. Vor meinen Augen kreiſten rote Räder. Flimmernde Punkte ſprangen hin und her.

Maintoni und Joaquin Pelayo ſtanden dicht nebeneinander. Ich ging hin. Da lag noch ein Mann. Alles drehte ſich vor mir. Aber ich wunderte mich nicht mehr. — — — Es war dasſelbe Geſicht des, der lächelte, als er Graf Perdicans Wechſel in die Taſche ſchob ... dasſelbe, das grün-

unterlaufen war, wie ich es vor Frau von Montbellaires Loge ſah.

Die Lippen waren dunkel. Ein ſchmaler Streif Schaum hing aus dem Mund. Im Geſicht waren blaue Flecken. Der Hals war angeſchwollen und am Gurgelknopf rot wie rohes Fleiſch.

Er war eingebrochen. Die Diamanten hatten gereizt. Rodriguez war dazugekommen. Das Meſſer . . . der Schrei . . . Pelayos Fauſt hatte ihm den Kehlkopf zerdrückt. — — — Ich ſah alles.

Maintoni weinte nicht.

Das Meer lag wie eine große Perle da.

Der Kopf des Fremden ſtand ſchräg über die Schulter in die Höhe. Der Hals wölbte ſich heraus. Es konnte nicht mehr lange dauern.

Die Augen ſahen nun aus, als hätten ſie den Star. Die Pupillen wurden grau. Sie wurden breiter und brannten mit einem verſchleierten Feuer. Die Nägel hatte er in die Handflächen eingeſchlagen. Die Arme lagen ſtill neben ihm. Alles Leben ſtand nur noch im Krampf der Pupillen.

Dann brach der Blick. Ein Zucken lief vom

Hals über die Bruſt und ſpielte mit ſchwachen Erſchütterungen über den Bauch.

Da tat Maintoni dies, das größer war und furchtbarer, wie alles, was Rodriguez gab, als er ſie von der Klippe rettete . . . Maintoni tat es: ſie trat dem Sterbenden mit dem Fuß breit ins Geſicht; ſein Kopf rollte ſchwerfällig zurück.

Und Maintoni lief hinunter zum Strand. Sie warf ſich vor dem Meer auf die Knie, und indem ſie in den ungeheuren Glanz der kommenden Sonne viele Male hineinrief: „O Santa Maria . . . Santa Maria de la Mar . . .“, ſchlug ſie die Hände vor das Geſicht, weinte laut und ſchrie.

Fifis herbstliche Passion

Brigitte: Und begreifst du nun das Leben?
Ulrich: Jetzt begreife ich den Tod.

Carl Sternheim

Und niemals wieder war Liebe so sanft, demütig und rein,
So voller Musik wie da . . .

Ernst Stadler

Die Straßen mit den tagmüden, grauen Trottoirs wurden geſprengt, und die ſchweifhaften, breiten Güſſe, die den ſäenden und ſtarken Geſten der Männer entflogen, legten ſich klatſchend und eigenwillig auf den Boden. Es wurde Abend. Die Weiden und Eſchen der Gärten ſchwebten ſcheu und flimmernd vor der ungeheuren Ruhe des opalenen und tiefgelben Himmels. Und wie das Waſſer das Iriſierende aus der Luft ſog, ſchritten die Menſchen über die Straßen wie über Bilder von Signac oder Croß: Eine Viertelſtunde brannte die Stadt in einer ſtillen Glut von gelbem Getupf.

Brandfeuer rannen in dünnen Strähnen dann in die Stadt und miſchten ſich Glockengeläut und dem grauſamen Drang einer freſſenden Dämmerung. Wie Schlünde tagelang entfeuerter Kanonen brachen die Schloßfenſter über die auslöſchenden Häuſerquadrate, feierlich, hart und alt, eine Zeit noch hinaus.

Dann ſprangen die Laternenreihen die Straßen hinunter und erreichten, leichtes Geknatter der Zündung zurücklaſſend, den Platz, der mit raſender

Wucht an tauſend Ecken, Schnüren und Windungen von Licht geborſten und aufgerammt war und über den ein tiefdunkler, ſterndurchlochter Herbſthimmel ſchräg und kühl heraufwuchs.

Fifi erſchien auf dem Podium.

Von den Schießbuden klang ſchon das Hämmern der Treffer, die Spielorgel ſetzte ein. Aber aus dem rechten Ausgang der Baracke trat ein herkuliſcher Mann, winkte ungeduldig mit der Achſel, die Orgel ſchwieg: Fifi ſetzte die Spitze des rechten Fußes nach hinten auf, ſtellte die Arme wie Henkel auf die Hüften und wartete. Der Große fing an zu ſchreien. Seine Arme ruderten durch die Luft, ſie umſchrieben die gewagteſten Figuren, hemmten ſich gegenſeitig und warfen ſich in gelungenem Überſchwall auf das Publikum, weit geöffnet, hinaus. Ein verknickter Hut ſaß ihm auf dem Kopf. An den Griffſtellen glänzte er. Der Rock war zerdrückt und hing um den Körper, deſſen Fleiſch ſchwammig und unangenehm ſchien. Es iſt zu betonen, daß die Figur herkuliſch war, um die Augen zu verſtehen, die, wenn die Bruſt und die Gebärde ſich heraus-

ſpreizten und mit pompöſen Auftakten in die Höhe ſtiegen, klein und feig dies alles wieder leugneten und ängſtlich wie Waſſertropfen von einer öligen Fläche an dem angeſammelten Publikum abliefen. Sein Mund rief heiſere Worte hinunter. Er ſchrie. Er warf geifernde Reden den Leuten ins Geſicht. „Seht," rief er, „auf Fifis Tanz. Kommt herein, alle," und er winkte, „nur Erwachſene dürfen kommen: Plaſtiſche Darſtellungen ... pikante Szenen ... (es war, als zerdrücke er etwas Klebriges im Munde.) Der König von Griechenland haben uns beehrt in Wien. Höchſte Herrſchaften drückten ihre Bewunderung" ... und ſo ſehr lief eine Welle von Ekel von ſeinen Sätzen und dem wiſſenden Winken ſeiner plumpen Hände aus, daß zwei forſche Unteroffiziere ſelbſt ſich brüsk wandten und gingen. Über der Baracke ſtand rot auf blau: Pariſer Relief!

Der Alte hob die Hand, die Orgel ſchlug an, und vor dem in einem Teil aus dem Strudel wieder zuſammengeſchloſſenen Publikum trat Fifi in ihren Tanz ein.

Zwei junge Leute waren inzwiſchen gegenüber

eingetreten in „die Schönheiten des Orients.“ Vor der Bude ſtanden zwei Palmen und ein dickes Weib, alt, voll Vergangenheit, mit böſen weißen Augen. Sie war die Frau des Athleten; Orient und Paris lagen gleich zwei Rachen auf den beiden Seiten der Meßſtraße und biſſen ſich Opfer heraus. Doch ging der Orient beſſer, und Paris ſank von Stadt zu Stadt. Fifi hatte feine Feſſeln, aber Lizzy, genannt Luiſe, hatte Hüften wie ein Dynamo. Und an ihren Zoten gingen die beiden Männer vorbei, ſchauten durch runde Gläſer eine Photographie von Dſchiſeh und traten, indem ſie einen Teppich zurückſtießen, bei Lydia ein, der Dame ohne Unterleib, die, in grünem Samt, in einem Seſſelſtuhl ſaß und rote entzündete Augen hatte.

Der eine der Herren zog ſeine Handſchuhe an, und nach dieſer ſymboliſchen Handlung traten ſie raſch den Rückzug an. In Jena hätten ſie Ringkämpfe aufgeführt mit den Studenten, rief ihnen Lizzy nach, genannt Luiſe.

Gleich einer unangenehmen Luftſchicht fiel dies hinter ſie zurück, und ſie traten hinaus in das Er-

regte des Platzes, in dem die breiten, musikbeladenen Karussells schwammen und sich überrasten und Geglitzer von Spiegeln, Lichtschnüren und bunten Mädchen vorüberdrehten und auf dem ein Meer von Menschen schiebend, erregt und drückend sich schaukelte, über denen Schüsse knallten, Schreie hin und her zuckten und laute Glocken dunkel aufzitterten.

Da wandte sich Franz plötzlich herum und zog den anderen mit. Sie brachen durch den Strom, und indem sein Gesicht sich erhellte, zeigte Franz auf Fifi und sagte: „Die leichten Bogen dieser Beine sind entzückend schön . . .“ Sein Gesicht hatte eine vollendete Güte, die das Kühne und Auffallende dieses Profils in einen seltsamen Adel steigerte.

Und wie er dies sprach, die Lippen nur wenig bewegend, fielen Fifis Blicke plötzlich auf seine Augen, und die Blicke hingen sich ineinander, bis die Orgel mit einem aufflammenden Stoß plötzlich schwieg. Der Herkulische trommelte rasselnd auf einem Schild, Fifi war zurückgetreten, er winkte zum

Eintritt, aber nur ein Einziger folgte, die Menge schob weiter.

Und Franz und sein Freund wurden weiter gedrückt, als sie sich der Strömung übergaben, vorbei an dem grünbemalten Gerüst, in dem Menschenfresser hausten. Drei Cowboys, mit roten Blusen, kokett, über die eine ganze Prärie unbändig eine halbe Woche lang eitel brüllendes Gelächter wäre, schossen zeitweise Revolver prahlerisch in die Luft. Ein echter Mexikaner hielt eine Harpune hoch mit rotblänkerndem Fleisch. Überall lief der Witz, daß die Menschenfresser – Krokodile seien, und weil das Volk voraus wußte, daß es geleimt würde, zog man in Scharen hinein.

Dann kam die große Bude mit den „Fliegenden Menschen", zwei Mädchen in blauen Trikots mit Silberschnüren: die eine blond und mit dem Anfang der sich wölbenden Formen, die eine sonderbare Sinnlichkeit aussprühten, und die andere mit ziselierten, knabenhaften Gliedern, schwarz, das Gesicht Toulouse Lautrecs Durchschnittsmodell (breit, gemein, verworfen) mit einem unheimlichen

Gerank von Feinheit, Seele und Keuſchſein darüber. An der Galerie entlang ſtand die Familie, ſechs Menſchen, und blieſen Blechinſtrumente, und die Mädchen oben wiegten in das Derbe, Kommune der Straßenwalzer das Gezitter ihres Tanzes. Ihre Bude war ganz voll. Immer!

Und als Franz dem Strom entkam und wieder zurückeilte, ſah er, wie Fifi, mit einem Stoß herausgedrückt, aus der leeren Baracke taumelte, raſch ſich faßte und anfing zu tanzen, mühſelig, müd und fein und beſchwingter, als ſie Franz erblickte. Nur kleine Truppen blieben ſtehen, die Maſſe ſtrömte zu den Fliegenden Menſchen.

„...Augenſtern...“ rollte es von unten herauf.

Es war ſpät geworden. Die Orgel ſchloß. Fifi verbeugte ſich. Der Athlet rief den Beginn der Vorſtellung aus. „Soeben Beginn ...“ rief er und ſchnalzte. Aber niemand ſtieg auf. Er ſchrie. Niemand. Da ging er, von der Leere beſchämt, verlegen einmal über das Podium, verſchwand ins Innere, lauerte bis die Gruppe ſich ganz verlaufen hatte und trat wieder vor. Fifi ſchlich wieder

heraus. Wie eine große Spinne hing der Herkuliſche auf ſeinem Podium. Franz ſtand beiſeite, beobachtend, den Kopf ſchief aufgelegt. Und wie eine Truppe nahte, fing der oben an, Schlüpfriges zu reden, ein Wink, die Orgel: Fifi ...

Die Leute hielten, ſchoben ab, es wurde ſpäter, das Geſicht des Alten rötete ſich, er ſuchte die Uhr. Immer wieder verſchwand Fifi, immer begann der Spektakel, raſcher, haſtiger wandelte Szene auf Szene: das Greifen und Locken nach ſpärlichen Paſſanten, das Weitergehen, das Verſinken Fifis und die bleierne Schwere ihres Tanzes, angezündet manchmal und heftiger im Erblicken von Franz. Dann ward es zehn Uhr. Polizei drängte mit Seilen vor, die Pfeife des Dampfwerkes heulte, die Menge lief ab.

Über den leeren Platz, durch einen ſchmalen Gang, den Schutzleute freihielten, und um den Gruppen Neugieriger ſtanden, kamen nun die Artiſten, zum Teil mit Mänteln, die ſie über das Bunte und den Flitter gehängt hatten und die ſo zwiſchen den Angeſtellten, den lichtloſen Buden und

mit ihren andersgewordenen Gebärden plötzlich desillusionierend und doch noch von dem erregenden Arom ihrer Gewerblichkeit umwittert, in die Straße hineinströmten. Zuerst kamen großspurig und in der starken Lüge der hohen bespornten Lederschuhe sich wiegend, die Cowboys aus Dresden und Garmisch.

Ihre Sombreros hingen im Genick. Die Hand stak in der Revolvertasche, so daß Dienstmädchen erschauerten und in Knaben dramatische Perspektiven sich loslösten.

Hinter der bewußten Brutalität der Ringkämpfertruppe mit dem haarlosen Bär schritt die Besatzung der Schießbude links ganz hinten. Sie hatten alle halblange Röcke an und Kleider, welche schöne und zierliche kleine Blumenmuster trugen, im pfingstlichen Stil mancher Bauernkattune, und wie sie, zu zweien links und rechts der ebenso gekleideten und schön aufrechten Mutter eingehängt, die Köpfe gebeugt, zierlich zu ihrem Wagen trippelten, erschienen sie wie eine Porzellangruppe aus einer kleinen, bürgerlich-graziösen, deutschen Manufaktur.

Dann: Leere . . . und Fifi . . . Schmal, doch köſtlich in einen gelben Gummimantel gehüllt, fröſtelnd, den Platz mit Adel ausfüllend, kam ſie auf den Ausgang zu. Mit der dünnen linken Hand krampfte ſie den Kragen über die Bruſt vor dem Hals zu wie mit einer weißen Agraffe. Die Lippen waren rot und merkwürdig wie mit feinem Lack auf das bleiche Geſicht aufgetragen. Sie ſtieß kurz vor der Straße mit den anderen zuſammen. Die Alte trug einen Milcheimer. Der Herkuliſche ſchlappte unangenehm her, ſchrie ihr etwas zu, Lydia — ein dickes aufgeſchwollenes Tier — ging idiotiſch, faul nebenher, ohne Umhang in grünen Samthoſen. Lizzya lachte mit allen Herren. Mit gierigen Augen ſchloß ſich der Mexikaner von den Krokodilen Fifi auf der anderen Seite an, daß ſie zwiſchen ihm und dem Athleten um ſo reiner erſchien.

Schräg auf der Holztreppe, die in den großen gelben Wagen hineinlief, in dem ſie wohnten, wandte Fifi den Kopf und ſah ſomnambul verklärt nach der Stelle, an der Franz ſtand (den ſie nicht—

dies war auffallend und seltsam zugleich – gesehen haben konnte) mit dem Bruchteil eines Lächelns, während der Mexikaner in lüsternem Scherz sie, mit auf ihre Hüften aufgesetzten Händen, ins Innere drängte.

Worauf sie mit schmerzlichem Aufziehen der Achseln reagierte.

Später glitt der Mexikaner aus dem Wagen. Eine Zigarette drehend, mit der Eleganz des Romanen alle Glieder bewegend, schlenderte er zur Artistenschenke. Franz, der noch lange den Wagen umkreiste, sah Licht aus den schmalen Luken dringen und hörte keifende Stimmen das Innere des Raumes hin und her zerreißen. Dann nahten mit schwerem, gleichabgetöntem Schritt die Patrouillen.

Es ward spät.

Er ging.

Alle Tage tanzte Fifi. Es war kühler geworden. Ungeheuer gewölbt spannte sich der Himmel. Sinnlose Monde stiegen über die Nächte hin. Franz sah sich aus allen Beziehungen zu Welt, Gesellschaft

und Dingen herausgerissen und in die Aura dieses Tanzes mit allen auffassenden Fiebern hineingerissen. Bei den „Fliegenden Menschen" stieg täglich der Kassensturm und die Sensation. Der „Orient" verdiente gut an reiferen Herren. „Paris" brachte es von 8—10 abends manchmal nur auf eine Vorstellung. In den Pausen tanzte Fifi. Der Alte winkte, schrie, ward gieriger, je später die Zeit hinlief. Verkündigte Anfang der Vorstellung, er öffnete die Vorhänge, Fifi tänzelte ins Innere. Niemand kam. Manchmal vielleicht zwei Herren. Und dann packte der Alte Fifi mit seiner Tatze an der Schulter und schleuderte sie hinaus. Die Orgel hob an, Fifi erhob die Füße, hinten der blaue Horizont der Draperien gab ihren Bewegungen Haltung und Relief, und die müden Schwingungen ihrer Arme und Beine waren wie das kurze Geflatter einer Libelle, die, in der Luft anhaltend, über einem schönen Gewässer erblitzt. Langsam im Fortschreiten des Abends wurden ihre Gesten müder, von einer schmerzlichen, bleihaften Schwere überhaucht. Franz hörte das Pfeifen ihres Atems. Und wenn sie,

leicht gerötet die Wangen, schloß, fiel die Kühle des Herbstes auf ihren Schweiß.

Einige Tage blieb Franz an der Peripherie des Zuschauens von Mitleid und schmerzlicher Bewunderung angefüllt. Manchmal schien es, als müsse der nächste Pas sie stürzen, in sich zusammensinken lassen. Doch sie blieb. Ihm aber widerstrebte es, auf diese leichte Weise an sie heranzukommen, die unter den Augen des klebrigen Athleten oder mit dem Beigeschmack der gewohnten leichterotischen Anknüpfung sich vollziehen mußte. Er fühlte, daß er Inhalte in sich trüge, die in ihrem Wesen auf dieses Kind abgestimmt seien, und die Schwere dieses Bewußtseins nahm ihm den Mut zur Leichtigkeit. Ihre Blicke trafen sich hin und wieder — nicht oft — aber in einem berückenden, außerweltlichen Zusammenhang.

Sie waren schon tief ineinander eingewöhnt, als sie ihre Stimmen noch nicht kannten.

Dann kam jener Abend. Donnerstags.

Es war ein schöner Abend, mit bunter Kühle, sternhart, der Park voll gärendem Geräusch. Er

zog sich wie ein Strom durch die Stadt, englisch, überdunkelt und alt im Sommer, winters bereift, immer schön. Die Lichtgurte ganzer Grenzstraßen warfen sich in ihn hinein, schimmerten im kleinen Teich, aber er gab kein Dunkel wieder zurück. Nahm alles auf mit großer, tiefer Selbstverständlichkeit. Stand geborgen, bergend, unberührbar, geschlossener Komplex von Vornehmheit, asylhaft wie ein Zentrum, um das die Stadt mit Geleucht rotierte. Donnerstag abends ...

Es war schön.

Zwischen sieben und acht, genauer: Eine Uhr im Schloß hakte ein: Fünf Minuten bis halb acht Uhr! Franz ging langsam zur Messe, die acht Uhr begann, die vorher um sieben aufgehört hatte: Zeit, in der die Artisten aßen. Seine Gedanken gingen langsam, gemächlich, nichts erwartend, ohne Tatkraft um das innerlich abgespiegelte Bild von Fifis Tanz sich bewegend, Erklärungen ersinnend, von einer leisen Sehnsucht aufgelockert und beschwingt gemacht. Da knirschte es, und noch ehe ihm durch sein Geträum das Bewußtsein heftiger Schritte

und haſchender Bewegungen ins Gedächtnis ſtieß, hieb mit einem unendlich ſcharfen Akzent ein Schrei in ihn hinein, warf ihn herum. Er lief über ein Grasrondell, ſtolperte, ſtieß an ein Gitter, ſprang darüber. Sein Hut war verloren, der Ärmel geſchlitzt, ſeine Bruſt zitterte. Er ſtürmte um ein eingezäuntes Denkmal, mußte umkehren, lief in einen dunklen Weg, packte einen Mann am Genick und ſchmiß ihn zurück, daß ſein Körper krachend an die Stakete knallte und an ihnen wie eine dumpfe Maſſe niederſank. Hinten im Weg leuchtete der rote Kopf einer Zigarette auf, bewegte ſich her. Neben ihm ſelbſt ſtand Fiſi, die Arme noch ſchräg aufgehoben, die Augen ganz groß in der Form und ſchalenhaft, in die nun plötzlich ein beinahe bläulich erglänzendes Licht floß. Zwei ſchimmernde Kreiſe, ſtanden die Augen in ihrem Geſicht.

Und ſo die Hände haltend, ungeſchickt, doch ganz ſich in der Geſte erfüllend, tat ſie einen unnennbar müden und langſamen Schritt auf ihn zu, das Geſicht transparent, mit zwei ſchimmernden Hoſtien. In dieſem Augenblick lief das Ge-

knatter raſch folgender Schüſſe neben ihnen hin, und wie ſie umſchauten, war es nur noch Fifi, die ſah: ſah, wie Franz dem Hingeſunkenen den Revolver aus den Fingern riß, ihm den Kolben gegen die Schläfe hämmerte und ganz groß auf ſie, die zitternd harrte, zuging.

Doch ehe er ſie erreichte, war die Zigarette heraufgekommen, zwiſchen ſie geſprungen und löſte die Luftſtröme los, die zwiſchen ihnen liefen.

Es war der Mexikaner. Er fragte raſch, ſchrie es: „Verletzt?“ Franz zeigte den Revolver; er deutete auf den Klumpen am Gitter. Der Mexikaner riß ſein Geſicht in Falten, fauchte, trat dem Klumpen in den Bauch, ſchnippte das Bein hoch, daß der Körper herumfiel, ſenkte ſeinen Kopf dicht neben den Liegenden und ſog heftig an der Zigarette, daß ein roter Kreis auf die Erde fiel, in dem mitten ein asketiſches, von vielen Narben und Stichwunden durchbohrtes Geſicht auftauchte.

„Der Fakir,“ ... ſchäumte der Mexikaner. „Man ſollte ihn peitſchen“, ... und fing an, ihn

mit den Füßen zu bearbeiten. Wie Franz ihn hinderte, fiel sein Blick auf Fifi.

Sie war ganz verändert. Ihr Gesicht war wie ein weißer Fels, über den in zuckhaft raschen Stößen rote Wallungen strömten. Blitzhaft wechselten Hell und Rot und drohten, den Hals zu sprengen.

Und während sie wieder auf Franz zuging, als trüge sie alles gegen ihn, zitterte ein Klang, rauh, gegenströmend, in ihrer Kehle auf, und wie alle Glieder zu ihm drängten, hielt sie ein Schluchzen zurück; sie warf den Kopf zur Seite, gewaltige Erschütterungen lösten sich aus, und gleich einer Verurteilten ließ sie sich gegen den Mexikaner fallen, der sie verwirrt aufnahm, der nach Franz schaute, wieder auf sie, maßlos erregt und erstaunt schien. Dann plötzlich, aber mit unverstehender Achselbewegung seinen Mund auf ihren warf und in langem Kusse sie wegzog.

Franz stand noch eine Weile.

Dann drehte er um.

Hinter ihm stand der Fakir. Er bat um seinen Revolver. Er sagte es englisch.

Nichts schien Franz selbstverständlicher, wie diese Folge fremder Laute. Er gab ihm den Revolver.

Der Fakir verbeugte sich, ging. — —

Fifi erhielt Faustschläge, weil sie zu spät kam. Der Herkulische beulte auf sie los und sie erschien unter seinen Händen wie ein feines Tuch Spitzen in der wringenden Faust einer grobknochigen Wäscherin. Sie gab keinen Ton. Sie tanzte den Abend, daß es vier Vorstellungen gab. Sie tanzte, daß ihre Beine glühten wie die wundgespielten Saiten einer schönen Violine, während die Kühle auf ihre Brust drückte, aus der in langen, keuchenden Stößen ihr Atem rang.

Franz kam nicht.

Sie tanzte die Abende des Freitag und Samstag rasend und aufglühend herunter wie Spulen, die ihre Füße abtraten. Es wurde kälter; erbarmungsloser drang der Herbst ein. Fifis Mantel trug nun Luise, eigentlich Lizzy, unter dem ihren. Als Fifi danach fragte, schrie der Alte sie nieder. Das dicke Weib mit den weißen bösen Augen keifte, sie solle mehr verdienen und wies mit einer vergleichenden

und ſtolzen Gebärde auf den einträglichen Buſen der Dame ohne Unterleib.

Sonntag tanzte ſie den ganzen Tag.

Das Landvolk ſtrömte in die Stadt, ſchob ſich, in Keile zuſammengepreßt, über den Platz, der ſtaubte, den eine am Tag mitleidloſe Sonne zuſammenbrannte, auf die die Kühle ſo unmittelbar folgte, wie das Dunkel plötzlich und haſtig vorſprang.

Um ſieben lief Fifi torkelnd nach dem Park, ſtreichelte das Gitter, an dem ſie damals gelehnt, kniete nieder dicht neben der Pfütze, wo Franz geſtanden und berührte mit den Lippen den Boden. Dann lief ſie weiter, kam durch ein Tor, eilte durch eine Straße und ſtand wieder auf einem Platz mit ſtillen Bäumen.

Mitten darin ſtand ein rundes Kuppelhaus, zu deſſen Tür viele Stufen führten, über der Fahnen hingen und in gewaltigen Lettern das Wort erglühte: „Deo“, das ſie wohl nicht begriff, das ſie aber ſänftete und hineinzog, wo ſie Weihwaſſer nahm und in einer Niſche unter einem in vielen

Farben erſtrahlenden Fenſter ſich auf das Dunkele der Steinfliese warf und ſo weinend ein Vaterunſer ſchluchzte, daß von zwei vorübergehenden Damen eine erregt und voll Neid über dieſe inbrünſtige Stärke, höhniſch auflachte, wie von der ſchrillen Einfachheit irritiert oder eine (ſchon im Klang der Stimme voraus desavouierte) Überlegenheit heuchelnd und darſtellend.

Fifi aber rief aus einem immer wilderen Weinen heraus, böhmiſch, das die Leute nicht verſtanden, aber an deſſen Lauten ſie dennoch wie angeſeilt hingen, rief mit lauter und klarer Stimme, die aus allen Seiten der Kirche wieder auf ſie zurückſtrömte, ein Gebet.

Der Schweizer war herbeigelaufen. Er wollte der Störung nachgehen, die Weinende, deren heftige Andacht ſich über jene der anderen Gläubigen übermäßig und ſie gering machend auftürmte, beruhigen, ſie hinausweiſen ... aber er blieb wie gezwungen an einen Pfeiler gelehnt ſtehen, Staunen und nicht begreifendes Wunderbare über ſein wenig geſcheites Geſicht geſtreut, wie hingewieſen und in

dieſe Poſition gebannt von dem ſeltſamen Geläute dieſer Stimme.

Aus dem klaren und in langen tönenden Linien verſchwebenden Glanz ihrer Sätze aber lief in verſtrömenden Untertönen ihre Qual. Und ihr Gebet begann mit dem dunklen Schmerz ihres Zimmers im gelben Wagen, das ganz ausgefüllt ward von dem breiten Bett, in dem ſie zu dritt ſchlafen mußten: Sie und Lydia und Lizzy, genannt Luiſe. Und wo ihr Körper hinausgeſtoßen liege auf die äußerſte Kante, wo wenig Decke ſei. Aber das alles ſei wenig und tief im Herzen ſehr gering gegen die Reden von Lizzy und jenen Abend, an dem der Alte den Teller, voll von heißer Suppe, ihr auf die Bruſt warf, als ſie beten wollte nach einer durchquälten Nacht. Und ſo in dem Gedanken daran ſprangen alle Ventile der Angſt und Unterdrückung weit auf, und in einem köſtlichen und befreienden Erguß ſtrahlte ſich ihr verjochtes Leben heraus, wie eine lang im Tiefen der Rohre gehaltene Fontäne ſich in einen ſpäten Sommerabend mit ſtarker und doch reſignierter Kurve er-

hebt. Und in ihren Worten glommen die Namen der beiden auf, zwiſchen denen ihr Leben in den letzten Tagen ein hin und her geriſſenes Spiel war: Franz und der Mexikaner, den ſie Partuſa nannte. Und der Klang ihrer Stimme ſank etwas zurück in der ſchmerzlichen Erinnerung der Abende, an denen jener bei ihnen eindrang, begrüßt vom entſetzlichen Gelächter Luiſes, den tieriſch und röter aufblinkenden Augen Lydias und ausgezeichnet durch das indolente Nichtbeachten des Alten, in deſſen ſchmierigen Beutel die Hälfte von dem floß, was die Krokodile einbrachten. Indem ſie den Kopf im höchſten Schmerz tiefer ſenkte, dachte ſie an das Gefletſch und den Schaum um den Mund des Partuſa, wenn er ſich von Lydia und Luiſe wegwandte zu ihr, die, den Kopf gegen die Wand gedreht, dieſes nicht ſehen wollte und wie ſie kalt blieb und im Gebet ſich beruhigend, wenn die anderen Mädchen (o über Lizzys Gelächter und ſchmutzige Reden!) ſie bewegen wollten, auch dieſe Dinge nur anzuſehen . . . und wie Lydia aus Wut ſie eine ganze Nacht hindurch mit Nadeln ſtach. — Doch

ihre Silben mäßigten ſich wieder zu einem verklärten Rhythmus, als ihr Gebet an den anderen ſtieß, den mit dem gütigen Geſicht und den Sonnenaugen, und ſie dankte Gott tief und herrlich errötend für die Nächte, die er im Traum dieſe Augen über ihren Schlaf wie hütende Geſtirne verteilte und ſo die Nächte zu einem Berg erhob, den kein Schmerz und keine Demütigung des Tages berennen konnte. Und wieder und immer wieder dankte Fifi dafür, daß der Herr ihn, Franz, den Gütigen in ihre Not ſandte, damals, wie der Fakir im Park ſie überfiel, um dann wie vor einer Mauer und endlos erregt vor dem Wunder ſtehen zu bleiben (während ihre Stimme faſt erlöſchte), wie ſie damals plötzlich und wie von einer Macht, die aus ihr ſelbſt heraus allen ihren Wünſchen entgegenſtrömte, ſich in den Arm des Mexikaners warf und die kalte Übelkeit ſeiner Lippen auf den ihren fühlte und den anderen ſtehen ließ, gleich einer begnadeten Heimat, die man verläßt für immer, und deren letzte Feuer, hoffnungslos für den Ziehenden, langſam am Ufer verbrennen. Und ſie ſann mit flackernden Worten über den

Sinn dieſes Ereigniſſes und die Urſache deſſen, was einen Menſchen zwingen kann, die höchſte, nie erhoffte Sehnſucht, wenn ſie erſcheint, liegen zu laſſen ... nein ... nicht nur dieſes: ſie zu verſchmähen — o vieles mehr — ſie zu höhnen und zu begeifern ſchier, ſie zu ſchmerzen mit einem ſtrengſten Schmerz. Und wie ſie ſich forſchend, weinend, in Verzweiflungen wälzend um dieſe Fragen wand, erſchien es ihr, als ob es eine Angſt vielleicht oder ganz gewiß geweſen ſei, die ſie vor dem plötzlichen Glück überwältigt und ein Unbeſonnenes hätte tun laſſen, und ſie ſchrie auf, wie ſie dieſes Entſetzliche — ſich ſelbſt in den Armen des Partuſa — erblickte. Aber dann kam es ihr, daß es nicht die Angſt geweſen ſei. Sie erkannte etwas, das einer Schuld ähnelte, in ihrer Bruſt und glaubte nun betend und es ſo verſichernd, daß es Trotz geweſen ſei, nicht Angſt; daß es Aufbäumen geweſen ſei aus der allzu großen Tiefe dieſes vergangenen Lebens vor der plötzlich viel zu ſtrahlend aufgereckten Perſpektive jener höchſten Erfüllungen. Aus dieſen hin und zurück ſchwankenden Gefühlen brach dann der

Haß gegen den Mexikaner hervor, und nachdem sie in schrillen und ekstatischen Rufen ihn hervorgestoßen hatte, fiel sie wieder in ein beruhigtes Beten zurück, fühlte, wie diese gläubige Erschöpfung sie umfaßte, welche all diesen Entladungen zu folgen pflegt und lag dann eine Zeitlang ausgestreckt auf den Steinen, bis Menschen ihr zu Hilfe eilten, im Glauben, daß sie ohnmächtig sei. Da sprang sie auf und eilte durch Straßen und Park zur Messe. Sie kam zu spät. Der Alte trat ihr mit dem Fuß in den Bauch.

Aber sie spürte es nicht.

Tanzte, wie sie nie getanzt hatte, groß, vorwurfsvoll, in Tragik und Schmerz vertieft und einem brennenden Feuer zugebracht. So erblickte sie Franz, der heute wieder unter dem Publikum stand.

Sie tanzte schöner, fühlte, wie eine Süße den Leib ihr hinanstieg, alles löste und ihren Augen Glanz gab und Glauben. Sie tanzte nun, um den starren Blick des da unten frei und klar wieder zu machen, und all ihr Sinnen stand danach, die Güte dieses Auges neu zu erwecken. Ein berauschen-

der Glaube überfiel ſie, daß der noch ſo ſehr Enttäuſchte und Erſtaunte nun alles begreifen müſſe: daß es zuviel geweſen ſei für ſie damals, daß ſie ängſtlich, trotzig vor dem Schickſal geweſen ſei. All dieſes tanzte ſie nun. Und ſah in ſeine Pupillen und lauſchte auf Wirkung, wie einer an Abenden hinter der Ebene den Mond über dem Strich der Wälder ſucht. Sie glaubte nicht mehr, daß alles verloren ſei, wieder überbrandete ſie die abſolute Zuverſicht, jener da unten begreife allmählich, was, als alles zu ihm allein zog, ſie auf die andere Seite warf. Sie fühlte, wie jene Schauer des Glücks, das Widerſtreben in ihr gezeitigt hatte, weil es ſie wie eine Keule überfiel, nun in langſamen Zügen wiederum in ſie einzogen.

Sie tanzte ſich in einen leuchtenden frommen Glauben hinein, der ſie erſchimmern machte, aber noch blieb das Geſicht von Franz (doch ſie ſah dies nicht, ſah nur die Wandlung, an die ſie glaubte) kalt und hart.

Eine erdrückende Luft ſchob über den Platz, gleich Wellen ſtießen die Anſtürme der Menſchen gegen

die Wände der Buden. Alle Baracken hatten heut eigene Orcheſter, die ſich ineinanderwirrten. Kinderballons ſtiegen in die Höhe. Das ſpitze Geknatter von den Schießbuden, das Gedudel der Karuſſelle und das Geſchrei übertönte das Geblitz der Revolver und das Stampfen und Pfeifen der Maſchinen

Fifis Augen ſtrahlten, bettelten, wurden groß und erzählten alles, was ſie wußte noch von der dumpfen Dämmerung einer Wieſe, die irgendwo in ihrem Hirn aus der Kinderzeit brütete bis zu der Liebe zu ihm, dem Gütigen. Sie riefen nm Verzeihung, wurden ſtolz in ſeinem Verſtehen, das ſie deutlich erſtrahlen zu ſehen glaubte, und dankten ihm.

Aber er verſtand ſie nicht.

Ihre Beine bewegten ſich immer raſcher in gewölbten Bogen, ihre Hände ſchienen etwas zu glätten, ſie tanzte weiter. Ihre Augen wurden immer linder, ihr Geſicht ward durchſichtiger und kleiner, die Beine hatten ein Tempo der größten Ekſtaſe erreicht, ohne daß ſie etwas zu merken ſchien. Dann fielen ſie langſam in einen dumpferen Rhyth-

mus, die Blicke ſtrahlten überirdiſcher, ein leiſes Lächeln zog dankend für ſeine Güte nach ſeinem immer noch unbewegten Geſicht, in das ſie viele Wunder hineinſchaute ... und ſo tanzend, geklärt und eine merkwürdige Leisheit erregend, die kurz eine Sekunde ſich über den Platz verteilte, loſch ſie, während die Rohre der Dampfmaſchine plötzlich lautlos Säulen weißen Dampfes gegen den Himmel ſtießen und ein großes Haus hinter dem Platz wie grundlos von einer hellen Strahlung mächtig aus dem Dunkel herausgeriſſen aufflammte... loſch ſie, ſich in ſich ſelbſt verſtrömend, tanzend, zuſammenſinkend, hin wie ein ſeltſames und gutes Licht.

Yousouf

... ich glaube indeſſen, daß, hier wie überall, Liebe eine Kunſt iſt wie das Reiten und Flöteblaſen.

Der Marquis de Langle.

Die Herren ſtanden in dem Vorſaal und klirrten leis mit den Degen. Ihre Geſpräche liefen verhalten und erwartungsvoll.

Dann flogen die Flügeltüren auf und Las Caſas trat aus dem Kabinett. Sie ſahen ſofort ſein Geſicht, das beherrſcht in der Rampe ſtand und dann an ihnen vorbeiſchritt. Sie ſahen Stolz darin und verbeugten ſich. Einer ging auf ihn zu und ſagte ein paar Worte. Man ſah nur ſeinen gekrümmten Rücken. Der andere dankte mit der Höflichkeit einer wahnſinnigen Verachtung und ging weiter.

Im folgenden Saal ſtanden größere Gruppen. Er mußte wie durch eine Gaſſe gehen. Alle grüßten ihn tief. Las Caſas dankte herablaſſend, denn es war niederer Adel.

Darauf glitt er durch eine Flucht von Räumen, die in Röte brannten von Decken und Möbeln und in denen auf beiden Seiten verwiſchte Bilder von ihm über die Spiegel fuhren und Hellebardiere ſtanden, die den König zum Bad begleiteten ... und wo ſonſt nichts war als das einſame Hallen ſeines Schrittes.

Und dann löſte ſich aus einer Niſche ein junger Mann und ging auf ihn zu mit einer ſicheren und allgemeinen Haltung.

„Sie haben . . .?“ fragte er.

„Ich habe . . . Luis Quijada . . .“, ſagte Las Caſas und riß die Papierrolle auf, die ſeine linke Hand trug. Der junge Mann zuckte leis und verbeugte ſich kalt und ſo unwillkürlich, wie wenn er auf einem Schiff ſtünde. Er hatte blonde auffallende Haare.

„Ich werde“, ſagte er feſt und beiläufig, „dann eigene Segler ausrüſten — — — auf jede Gefahr.“

Er zeigte durch das Fenſter nach dem Meer. Der Abend hatte das Glas dunkel-ſilbern gemacht, und ſein Kopf ſchwamm ſchwer wie auf Pergament gemalt in der Füllung.

Las Caſas lächelte leis, und ſeine Stimme bebte ein wenig in Geringſchätzung, indem er erhabenen Erfolg wünſchte und die Treppen hinunterſtieg, auf denen die Dämmerung ihm entgegenſchwoll.

Er eilte nach einem Palaſt, der in zwei Gärten

lag, und ließ ſich nieder und wartete, bis man ihn gemeldet hatte. Darauf erhob er ſich. Es war kühler geworden.

Ein Stern blinkte über der Mauer.

Die Zofe ging vor ihm über den bläulichen Kies. Sie kamen über ein Boskett, und dann blieb ſie ſtehen und öffnete eine Tür.

Las Caſas trat aus dem Garten in einen Pavillon und ſchritt durch ein Boudoir in ein helles Zimmer, in deſſen Mitte das Bett ſtand. Ein weißer Arm ſtreckte ſich ihm entgegen, von dem ein weiter Ärmel zurückfiel. Er ſtürzte darauf und küßte ihn. Er fiel auf die Knie und legte ſeinen Kopf neben den der Frau und ſeine Wangen brannten nach ihren hinüber und machten ſie rot, obwohl ſie ſich nicht berührten.

„Sie haben die Erlaubnis . . .?“

„Ich habe ſie . . .“ und ſeine Hände fuhren nach ihren Hüften und zuckten raſch zurück. „Ich fahre heute nacht . . .“

Sie ſchnellte auf: „Nein — — — morgen!“

Dann ſchloß ſie den allzu heftigen Verrat der

Augen mit den Lidern und meinte, als ob ſie nun erſt in Beſinnung und klug ſpräche, lächelnd und ruhig: „Wie könnten Sie das möglich machen, Marques? Sie waren geſtern noch beklagt, weil Sie des Königs Gaben verſchleuderten und portugieſiſche Kaufleute abſtechen ließen. Sie erhalten heute den Auftrag, den Räuber zu jagen, nach dem jedes Herz lechzt. Und da wollen Sie dazu auch ſchon gerüſtet ſein?“

„Ich habe drei Schiffe.“

Sie verriet ſich wieder und gab ihre Augen preis, indem ſie nach ihm blickte. Seine Hände zitterten, und die Lippen verzerrten ſich vor Stolz:

„Ich habe dem König bedeutet, daß ich die Dörfer nur verkauft habe, um Geld zu bekommen für dieſe Expedition. Doch ſein Geſicht blieb kalt. Ich ſagte ihm, daß ich es getan hätte, obwohl ich wußte, daß ſeine Ungnade darauf folge, weil er es nicht liebe, daß ſeine Geſchenke ſich zerſplitterten und ſo fortfliegen und ſo ... daß ich es aber getan hätte, weil mein Wunſch, ihm durch die Expedition zu nützen, heftiger geweſen als die Scheu vor ſeinem Zorn.

Darauf nahm der König ſein Lieblingswieſel und ſetzte es am Fenſter in die Sonne und ſpielte und ſprach mit ihm.

Es war mir einen Augenblick, als ob ich nicht in dem Raume ſei — — ſo ſehr nahm dieſe Bewegung den Glauben an die eigene Wirklichkeit.

Dann aber ward ich zornig, Juana, und da mir Tränen in das Geſicht ſchwammen, drehte ich mich um und ſchrie das entſetzliche Bild ſeines Großvaters, das mich reizte und nicht hilflos machte wie ſeine Ruhe, mit heftigen Worten an, als ob er es ſei.

Sire, rief ich, es iſt ſchade um die Seelen der beiden Kaufleute aus Liſſabon, um die ich beklagt bin. Denn ich ließ ſie nur töten, um angeklagt zu werden und ſo unter Eure Augen zu kommen, was ich anders nicht konnte, da Ihr zornig auf mich wart der Dörfer wegen. Denn meine Petitionen werden nicht geleſen. Es iſt ſchade, denn mein Wort ſcheint leer wie ein geſchriebenes zu ſein.

Der König ſagte: Und wenn ich es nicht erlaube . . . — Ich ſagte: Dann tue ich es auf die

Möglichkeit hin, daß Sie mich als Briganten erklären. Ich fange Yousouf... auch dann und — gegen Sie, Sire.

Er sah mich an, zum erstenmal, und lächelte: Auch dazu hätten Sie mein Geld zum Equipieren nötig. Ihre unbedachte Ehrlichkeit nimmt Ihnen selbst das.

Ich sagte ihm, daß ich das Geld für die Dörfer hätte, aber da er wußte, wie gering es war, lächelte er wieder.

Da zwang mich das Weh meiner Lippen — und es schrie in meiner Brust wie ein Degen im Gefecht — daß ich ihm meinen Hals hinwies und ihm zurief, daß ich wisse, daß er nach seinem Gesetz verfallen sei, aber daß ich es ihm doch sage: Daß ich drei Schiffe hätte, ausgerüstet im spanischen Viertel von Brügge, gebaut in Barcelona, Santa Maria, Coruña... daß ich die letzten Kredite auf meinen Namen genommen, die Kerker der Dominikaner nach Sklaven geplündert, daß ich den Albaycin in Granada nächtelang durchsucht und aus den Schenken und verschrienen Gassen alles herausge-

riſſen, was in meine Fäuſte fiel und kräftig war... Zuhälter, arabiſche Matroſen, drei hünenhafte Prieſter... und daß ich fahren würde die Nacht — ſo oder ſo.

Da lächelte er wieder und ſagte: Ich werde Sie verhaften.

Ich könnte Sie töten, Sire, rief ich; Juana, mein Kopf brannte, aber ich zerbrach den Degen nur und warf ihn gegen die Wand.

Ah, ſagte der König und ließ das Tier und zweifelte: Haben Sie Mut...

Da nahm ich das Wieſel und zerdrückte es in der Hand, langſam... während das Furchtbare des königlichen Zornes mir entgegenquoll.

Ich ließ das Tier fallen. Aber des Königs Arme kamen über ſeine Wut auf mich zu und drückten die meinen, und er zerriß das Diplom, das auf den Grafen von Oropeſa, Luis Quijada, gezeichnet war, und ließ die Fetzen durch das Fenſter fliegen und klebte ſein Siegel auf meines — — —"

„Sie machen mich ſtolz auf Sie, Marques!" Juana warf ſich zurück und gab ihre feuchten

Blicke frei, die auf ſeinem trotzigen Körper weideten und in dem Erglühen ſeines Geſichts wie zwiſchen jungen und heftig aufgebrochenen Roſen ſpielten.

Dann fragte ſie raſch: „Weiß es Luis Quijada?“

„Er fragte mich.“

„Was ſagten Sie ihm, Marques?“

„Ich ſagte ihm wenig. Sie werden ihm morgen ſagen, daß ich nicht, wie ich könnte nach meinem Diplom, ihn als Briganten erklären werde, (denn mir allein gehört nun der Stolz dieſer Jagd) wenn er die Expedition, von der er ſagte, rüſtet. Das Meer iſt ihm frei.“

Juanas Körper ſtreckte ſich. Sie riß ſich an den Händen nach ihm hin: „Sie werden den Auftrag da zurücknehmen!“ Er verneinte.

Sie flehte: „Marques, erklären Sie ihn als zum Töten erlaubt, als Brigant!“ Da ſchwoll Las Caſas' Geſicht, der Körper wand ſich, und aufziſchend ſtampfte er den Fuß auf den Boden und bat ſie hochmütig und verächtlich, nicht zu ſcherzen

und in dieſem Sinne die Demütigung von ihm zu verlangen, daß er Luis Quijada für wert hielte, ſeine Rivalität zu fürchten. Und er bewegte die flache Hand nach der Seite, als ob er nach einer Fliege ſchlage.

Juana ſagte kühl mit geſenktem Kopf: „Ich werde den Auftrag nicht ausrichten. Aber nur um des nicht, weil ich den Grafen Oropeſa von heute nie mehr bei mir ſehe.“

Las Caſas aber warf ſich nieder und wälzte ſich neben ihrem Bett und zwang ſie ſo lange, bis ſie zugeſtand, daß ſie mit dem Grafen verkehre wie früher. Denn ſein Stolz wäre dadurch ſchon erregt geweſen, wenn ſie Quijada die Beachtung des Haſſes geſchenkt hätte.

Sie richtete ſich hoch, und er berührte dabei ihre Bruſt. Seine Hand fing an heftig zu ſchwanken vor Verhaltenem.

Er ſtand auf.

„Ich gehe.“

Juana ſchnellte auf. Das Fertige des Entſchluſſes verwirrte ſie und blätterte ſie auseinan-

der in Begehr und Hilfloſigkeit: „Nein ... morgen —!“

Ihre Glieder rauſchten unter der dünnen Decke. Wie ſie auffuhr, ſah er nur das Innige ihrer Form, den Druck des Körpers in den Kiſſen — und dann roch er ſie. Es beugte ihn nieder, aber er zwang ſich zurück und roch ſie nur, ſah nichts, hatte kein Gehör und atmete mit geſchwellten Nüſtern.

Ich habe noch nie den Duft ihres Körpers geſpürt, war es ihm.

Es ſpannte ihm das Hirn dunkel und ſüß zuſammen.

„Morgen —?“ knirſchte er, denn ſelbſt die Stimmbänder waren mit Blut überſchwemmt. Und er legte ſeinen heißen Kopf neben den ihren und riß ihn weg, taumelnd, und legte ihn wieder hin und Härte und Knabenhaftes verſtießen ſich gegenſeitig von ſeinen Mienen.

Dann riß er ſich hoch. Juana faßte ſeinen Nacken und zog ihn von neuem herunter: „Warum — du ... heute?“ Sie ſtieß es brennend heraus und in Scham. Sie ſtand halb und war halb gekauert

in der Ecke des Bettes. Sie faßte ſeinen Kopf, daß ihre Ellenbogen ſchräg nach oben ſtanden und ihre Fingerſpitzen ſich unter ſeinem Kinn berührten, während die Handflächen kühl nach den Schläfen hinauf lagen. Nun war nur noch das Kreiſen der Geſichter voreinander und das Liegen von Auge auf Auge.

Endlich ſtammelte ſie es, was ihre Glieder lange ſchon ſchrien: „Sie ſollen bleiben, Marques ... hier — —“ und zitterte.

Er entrann gewaltig ihren Händen und wie von einer Welle aufgejagt und geſteilt warf er ſich auf die Knie, wühlte den Kopf in ihren Leib und drückte die trockenen Lippen in einer Schnur von Küſſen den Körper hinauf nach dem Hals auf den dünnen Batiſt.

„Corazon!“ ... ſtammelte ſie. Und wieder: „Corazon!“ ... mit hingebenden Lippen. Seine Hände hatte Las Caſas auf dem Rücken übereinander geſchlagen und mit entſetzlicher Anſtrengung ineinander verkrampft.

Sein Mund ſpannte ſich in allen Qualen und

mit von Küſſen halbzerfreſſenen Worten ſagte er: „Nein!“ und viele Male: „Nein.“ Und als er ruhiger war, kam es ihm in das Bewußtſein, daß er ſie liebe und daß ſie ihn liebe und daß er es immer ſchon wiſſe, aber heute erſt ſehe. Aber er haßte die Erkenntnis, und ſein Blick ſtieß gegen die Wand und kam nicht weiter, und ſein Kopf füllte ſich ſchwer mit Blut und er ſagte ihr, daß dies ihm nicht genug ſei. „Ich habe Durſt nach dir, aber das Fliegende und Schreiende in meinem Blut geht weit darüber.“ Und er weinte und zerbiß den dünnen Stoff ihres Hemdes. Er ſtammelte gehetzt von ſeinem Brande nach dieſer Tat, die endlich ſoweit vorbereitet war, und indem er davon ſprach, ſprühte das Aufleuchtende der Meere und Flotten vor ſeinen Augen auf und raſte in grellroten Kreiſen über ihn: „Ich will den Baſſa nicht nur jagen, aufhängen, ſchinden, weil er meinen Bruder fing, unſere Schiffe fraß und Iſabella, die eine Verwandte iſt, ſchändete und ſeinen Leuten ließ zwei Wochen lang. Seit ich ſehen kann, ſehe ich ihn. Seit mein Gehirn Gedanken packt, denke ich an ihn. Ich weiß jede

Phaſe des Kampfes, mag er ſein vor Venedig, bei Cadix, in Marokko . . . ich weiß wie eingebrannt im voraus die kleinſte Schwankung des Gefechts. Es gibt keine Stelle, auf der ich ihn nicht im Traum ſchon niederſtieß. Meine Gedanken haben ihn ſo umkreiſt, daß ich jede Narbe an ihm kenne, daß ich mehr von ihm weiß wie von mir. Der Name Baſſa Youſouf macht mich blind. — — Ich fahre heute nacht."

Er ſtand kalt auf. Ihre Hand ſpielte auf ſeinem Haar. Sie ließ ihn, denn ſie begriff das Heiße in ihm und auch, daß ſie ihn noch nicht ganz umſchloß, aber ſie wußte, daß er ſie liebe, und ihr war ſtolz, als er ſich aufriß und ſie nicht nahm und ſie brennend verließ.

Im Boudoir ſchlief die Zofe. Er beſchenkte ſie mit Gold, als käme er von einer Liebesnacht.

Die Nacht war noch dicht über den Gärten, ein wenig gepreßt ſchon von Jasmin, aber der Mond, der faſt rund war, machte den Hafen heller, und eine flaue Dämmerung hing zwiſchen den Maſten.

Auf ſeinen Zuruf kam eine Barchette aus dem

Schatten einer Mauer, nahm ihn und landete im Dunkel, das um eine rieſige Galeere lag. Er ſtieg am Hinterdeck hinauf, eine Fahne rauſchte hoch, jemand ſchoß eine Piſtole in das Schweigen. Sofort raſten Männer über den Steg und ſchlugen mit langen Stäben die Sklaven wach, Ketten raſſelten, am Vorderdeck ſammelten ſich dunkle Haufen, hinten um den rotbeſchlagenen Seſſel auf der Poppa blitzten die Offiziere.

Auf jeder Seite hockten auf vierzig Bänken zu ſechſt an jedem Ruder zweihundertvierzig Sklaven. Las Caſas trat ein paar Schritte vor bis zur ſechſten Reihe, und alle Köpfe waren gegen ihn gerichtet. Die letzten und die Maſſen Soldaten auf der Proda erkannte er nur im Mond wie weiße Bogen und Flecken. Wie ein brennender Bienenſchwarm funkelten die blutunterlaufenen Hunderte Augen um ihn. Er ſchrie ſie an:

„Wir werden den Baſſa jagen, ihr Schweine! Dazu habe ich euch gekauft. Das wißt ihr. Ihr werdet gutes Freſſen haben und Wein Sonntags. Dafür ſpritzt ihr das letzte Blut aus den Nägeln.

So iſt dies ausgemacht. — — Ihr ſollt noch mehr haben: Am Abend, an dem der Baſſa gefangen iſt, ſei jeder frei. Jeder kriegt tauſend Maravedis. Grinſt nicht! Es kommt noch mehr. Ihr bekommt Kleider aus Wolle von Murcia, die innen rot iſt. Ich gebe euch die Offiziere zum Schinden frei, wenn ich falle und ſie hindern euch. — — —"

Er hob den Blick zum Himmel. Denn das Schweigen ſchwelte dumpf unter ihm. Die Augen der Sklaven waren ſo rot geworden, als ſeien hundert Lichter auf den Bänken.

„Ich will jedem noch zwei Weiber geben aus Youſouf Baſſas Harem. Eine braune und eine helle. Am ſelben Abend noch . . . —"

Las Caſas trat zurück. Die Ketten raſten auf. Grunzende Töne johlten herauf. Schreie riſſen ſich los. Einer bäumte ſich und bellte wie ein Hund. Ganz am Ende hoben ſich ganze Reihen und fielen zurück, glänzend wie Fiſche im Waſſer. Viele knieten hin und brüllten mit den geketteten Armen zu ihm winkend oder den Kopf auf den Steg legend, daß er darauf trete.

Drei Pfiffe. Noch einige Standarten ſauſten hoch. Eine große Fanale ſenkte ſich über die Poppa. Am Vorderdeck löſten ſich ſchwer Kartaunen. Fünfhundert Rücken warfen ſich mit vorgeſtreckten Armen zurück, zogen ſie an, Ruder ſchäumten durchs Waſſer. Wie eine ſchmale ſchwarze Zunge ſchnellte die Galeere aus dem Maul des Hafens in das leichte blaugelbe Band, das über dem Waſſer lag und Horizont war. Links und rechts zwei Zungen ſtießen nach.

Von drei Vorderdecks blies man: Benedito sea Dios.

Die Sonne ging auf.

Die Schiffe fuhren zuerſt nach Genua. Sie kamen eines Abends an. Eine Goelette legte an bei ihnen. Ein Mann brachte Nachrichten, und ſie fuhren in die Nacht zurück. Am nächſten Tage fingen ſie ein paar holländiſche Segler, die in der Windſtille lagen. Sie hatten Perlen, Seide und Pomeranzen. Sie verkauften die Schiffe in San Sebaſtian.

„Wir werden Youſoufs Turban auf den Maſt ſetzen und ihn nachts im königlichen Garten aufpflanzen", ſagte Las Caſas zu ſeinen Offizieren, und ſein Geſicht zuckte, während ſeine Hände mit den beſten Perlen ſpielten, die er zu einer Kette gebunden hatte und indem ſeine Gedanken um den Nacken Juanas floſſen.

Am Abend blieſen ſie Hörner und Zinken auf der Proda. Aus dem Korb rief einer und meldete etwas. Es war eine Walfiſchherde, die ſpielte.

Am folgenden Mittag ſtießen ſie auf eine Flottille mit gekappten Maſten. Die Beſatzung fehlte; nur einige Verſtümmelte hockten auf den Rahen und ſchnitten Grimaſſen. Sie waren vor Schreck wahnſinnig geworden. Ihre Ladung war Florentiner Brokat und lombardiſche Mützen. Vor drei Tagen waren ſie überfallen worden. „Hui", rief einer, auf einem nackten Widder-Gallion reitend, immer: — — „die Weiberchen" und ſchälte mit einem Nagel an dem Horn. Man ließ ſie weiter treiben. Man war auf der Spur. Mittags brannte es neben der Munition.

Sie fuhren die Küſte von Tunis entlang. Der Abend war ruhig, und es ging kein Löffel Wind. Die Ruder liefen langſam und faſt ohne Geräuſch. Las Caſas ſaß in ſeinem Seſſel und fühlte die gewaltige Stille und das maßlos blaue Meer, auf dem die Sonne ſchwamm. Er wollte ſeine Gedanken davon löſen, aber es legte ſich über ihn. Er befahl zu muſizieren, die Offiziere warnten. Doch er ließ die Stücke abfeuern und mit achtzig Rudern das Meer aufwirbeln. Aber die ganze entfeſſelte Wut war wie das Hüpfen einer kleinen Welle gegen das Ungeheuere um ihn, deſſen Stummheit ihn mit tauſend Stimmen: Juana! anſchrie.

Da ließ er den Gedanken fahren, ihr die Kette zu ſenden und löſte ſie von ſeinem Gürtel und warf ſie ins Meer, daß ſie ſeine Gedanken nicht zwänge.

Eine halbe Stunde darauf kamen ſie zu den Zaffarin-Inſeln. Sofort meldete es von oben: „Zwei Gallionen.“ Las Caſas kletterte ſelbſt hoch, beſchirmte die Augen. Es waren Mudjaren und Araber, die furchtbar ruderten. Er ſauſte herunter. Seine Blicke ſchoſſen in die Sklaven. Er ſchrie

ſchäumend, und die Ruder überſchlugen ſich. Immer raſcher raſte ſeine Stimme, die ſelbſt den Takt ſang. Sie kamen nähher. Schon löſten ſich vorn Geſchütze. Doch trafen ſie nicht. Die Galeeren waren ſchon ſo dicht herangekommen, daß die Soldaten anfingen, in die kleinen Schiffe zu feuern, andere die Haken bereit hielten. Da ſchwenkten die Gallionen, ein Vorſprung verſchluckte ſie. Die hinterſte hißte eine Fahne. ————————: Schwarz, ein goldener Arm mit einem Säbel und ein Totenkopf ——— die Flagge der Hauptſchiffe Youſoufs.

Las Caſas blieb bleich und beherrſcht. Er wählte einen großen Araber und ließ ihn hinrichten (er wollte ſie zwingen, ſtärker zu fahren), daß ſein Blut in einer dünnen Rinne den anderen Sklaven zwiſchen die Füße lief.

Er betrachtete ſie genau während des Vorgangs. Doch es erſchien kein Ausdruck auf ihren von Stumpfheit abgefeilten Geſichtern.

In der Nacht umruderten ſie die Inſelgruppe. Fortwährend gingen Signale hin und her. Am Strand liefen zwei Fackeln in ſpiralenhaften

Biegungen durcheinander. Von der Mitte einer Inſel ſchoß in Abſtänden ein weißliches Feuer hoch. Ein dumpfes Gong bellte eine Zeitlang über das Waſſer.

Las Caſas ſtand weiß und die Zähne zuſammengeſchlagen auf der Poppa. In der Dunkelheit konnte er nicht landen. Er war fünfhundert Meter von dem Baſſa und konnte ihn nicht faſſen. Die Sklaven ruderten die ganze Nacht in Schweißwolken gehüllt. Es roch noch nach Blut.

Am Morgen brachen zwei Gallionen, als es noch dunkel war, nach verſchiedenen Seiten durch. Sie hörten auf den Galeeren nur ein fernes Brauſen, als ſtreiche ein großer Vogel mit der Bruſt über das Waſſer.

Las Caſas folgte mit zwei Schiffen nach Tres Forcas zu. Die andere Galeere ſchwamm eine Stunde nach Weſten. Der Offizier ließ dann die Lichter löſchen, Anker werfen und ruhen. Denn ihm ſchien das Tempo Las Caſas' wahnſinnig.

Bei Tag ſahen ſie am Horizont die Gallione. Sie hetzten den ganzen Tag, verloren ſich, fanden

ſich. Inſeln und Buchten der Küſte verſteckten ſie. Am Abend trieben ſie ſie auf hohe See, doch fraß das Dunkel ſie weg. Die Nacht kreuzten ſie vor dem Land und fanden ſie gegen Mittag im Kreiſe treibend auf dem Meere. Die Beſatzung war geflohen. Sie ſprangen hinüber. Am Maſt ſtand ein großer athletiſcher Türke. Die Sonne brannte mit weißer Glut. Die Planken waren geſprungen. Der Türke war mit naſſen Stricken an den Baum gebunden, die Seile hatten ſich geſtrafft in der Hitze und ihm das Fleiſch eingeſchnürt, bis es geplatzt war.

Er warf ihnen Worte entgegen, die ſie ſtutzen machten. Da ſprang einer vor und deutete in ſein Geſicht. Die anderen ſchrien mit auf. Sie erkannten ihn an dem einen grünen Auge. Sie ſchnitten ihn los, aber ſeine Haltung, die ihre Wut durch Geringſchätzung niederdrückte und ihre Freude ihnen ſelbſt verächtlich erſcheinen ließ, bewahrte ihn davor, daß ſie an ihn rührten.

Sie ſuchten noch zwei Wochen nach Las Caſas. Als ſie ihn nicht fanden, brachten ſie den Baſſa

nach Cartagena. Auf alle Verhöre ſchwieg er. Das Volk ſchrie nach Las Caſas, als man ihn zur Exekution führte.

Juana weinte vor Zorn, daß Las Caſas' größter Ehrgeiz, dem er ſie opferte, von einem Subalternen blind und dumpf ausgeführt worden ſei. Sie empfand es, als hätte man ihren Körper beſchmutzt, und ſchien ſich gering geworden.

Auf dem Gang zur Exekution drehte ſich der Gefangene um und ſagte kalt: „Iſt es zum Tod?"

„Ja!" . . . brüllten ihm zehn ins Geſicht.

Da ſpie er ruhig den Henker an.

Vierzehn Tage hing ſein Kopf auf dem Plaza-Mayor.

Von Las Caſas keine Spur. —

Eines Mittags peitſchte ſich mit ſteigender Eile eine Fregatte in den Hafen. Ein Kapitän ſtand vorgebeugt ganz vorn und rief es hinüber ans Land, eh er nachſprang: daß Youſouf Baſſa eine Flotte, die Silber aus Mexiko und Gold aus Peru brachte, ausgeraubt habe, und daß er Las Caſas, der ihn verfolgte, geſchlagen habe. — — — — — — — — —

— — — — Der Hingerichtete war nicht der Baſſa geweſen . . .

Am Abend ſaß Juana im Parterre des Spielhauſes, über deſſen Bühne ein Stück von Moreto ging. Luis Quijada ſtand neben ihr und ſprach von Zeit zu Zeit auf ſie ein. Sie folgte angeſtrengt den ſchwerbeladenen Szenen und bat in der Zwiſchenpauſe, als ein burleskes Entremes wie eine klebrige Kette von Küſſen ſich vorne erhob und ſie zu ſehr beläſtigte, den Grafen, ſich neben ſie zu ſetzen.

Er betrachtete ſie einige Minuten und fragte ſie dann, an was ſie denke. Sie antwortete nicht, ſondern beſchäftigte ſich ganz mit ihrem Fächer.

„Ich bedaure es, daß Ihre Hoffnungen Sie ſo enttäuſchen", ſagte er dann und legte die Hand auf ihren Fächer.

Sie ſprach ſehr nachläſſig: „Bei Gott, was habe ich gehofft?" . . . und wagte nicht aufzuſehen.

„Das ſcherzen Sie, weil Ihre Wünſche in eine niederſchlagende — — Komik ausgelaufen ſind . . .

wie auf der Bühne: der Schwur des Königs in die Knutscherei des Zwischenaktes."

Sie sah ihn überlegen lächelnd an, allein das Spöttische seiner Mundwinkel besiegte sie. Sie brauste auf: „Was wollen Sie mit Las Casas?"

Er hob die Achseln: „Casas . . . toll . . . Aufschwung . . . ziellos ehrgeizig . . . jung, jung! ——" Quijadas Stimme klang kühl, klang gerecht. Er fuhr fort, in dieser Weise zu reden. Sie fühlte wie Verwundungen, daß er grausam sprach. Sie unterbrach ihn einmal höhnisch: „Neid." Er schüttelte nur den Kopf. Wirklich nicht. Sie empfand den Widersinn seiner Worte in der Auslösung in ihr selbst, denn es waren Schmerzen, die ihr nicht wehe taten. Und sie erstaunte, was das sei. Und haßte ihn nicht darum. Seine Form war unendlich häßlich in der Wirkung, aber scharf und zergliedernd und langsam überlegt. Wie er Schlechtes über Las Casas sagte, war es ihr, als ob sich kalte Stellen auf das unerträgliche Heiß ihrer Haut legten und irgendwas Luft ihr einblase, die wohltuend in sie ströme, wo sie am Ersticken war.

Sie fuhr noch einmal auf und herrſchte ihn an, daß er ſchweige, weil ſie plötzlich begriff, daß ſeine Stimme Macht über ſie bekam. Doch er fühlte in der Schärfe die Verzweiflung und ſprach weiter. Der klare und ſtarre Intellekt ſeiner Worte überſchwemmte ſie. Sie fühlte in einer wohligen Apathie, wie er das Heiße, das Begeiſterte und das ungenau, aber groß Aufſtrebende in ihr wie zwiſchen zwei Fingern langſam zerquetſchte und Las Caſas' Wollen ſo lange auseinanderlegte, zeigte und verſchieden beleuchtete, bis ſeine Silhouette klein vor ſeinen Worten ſtand und er phantaſtiſch und dumm erſchien. Und weil ſie ſich niedrig vorkam und beſchämt in der Schwankung der Ereigniſſe und ſich das Bewußtſein dahinein verſtrickte, daß ſie die höchſte Senſation ihrer Liebe dem Effekt einer Komik ausgeliefert hätte in den Ergebniſſen und Wandlungen dieſer Dinge, zürnte ſie Quijada nicht. Zorn und Scham bereiteten ihr eine Wolluſt der Schmerzen, die ſich auf ihr Geſicht ausbreitete. Sie hörte ihm gern zu.

Als ſie ihn plötzlich von der Seite anſah, merkte

ſie, wie ſehr blond er war, und ſie zwang ſich, daß es ihr gefiel. — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen, der folgte, ſtand ſie an ihrem Fenſter. Meer lag unter ihr. Zwei gelbe Segel kamen aus der Tiefe des Horizontes heraus aufeinander zu und ſchnitten ſich wie zwei Säbel. Dann kam eine Barchette mit ſingenden Sklaven vorüber. Ein Vogel ſchoß hell vor dem Blau herunter auf das Waſſer ...

Da wandte ſich Juana zurück, und eine Scham ergriff ſie leicht über die Worte und Gedanken des Tags vorher wie über eine geheime und ſpäter ſich mit Trauer miſchende Luſt, und ſie legte die Hände vor das Geſicht ... und tat ſie raſch hinweg, daß ihre Blicke groß gegen den ungeheueren Horizont ſchlugen ... und da empfand ſie deutlich wieder, in dieſer Minute, daß dieſer, daß er trotz allem „O Las Caſas!“ deſſen Ehrgeiz an fremden Küſten wie eine heiße Linie hinſauſe, tiefer in ihr Blut brenne als alles, was an ſie herankam. Sie dachte an Quijada, und es ſchien ihr jetzt, als ſei er nur wie ein Spiegel, der den Glanz eines allzu heftigen

Gedankens an las Caſas aufnehme und bewahre.

Später kam Quijada. Er ſprach wieder über Las Caſas. Er ſprach nie über ſich oder über ſie. Aber da die Verwechſlung aller Gefühlsſtationen in der Beziehung auf das eigene Ich ganz und allein Weſen und Eigenes der Frau iſt und weil ſie immer dies vertauſchen: Daß, was heute, wie das Verſchmähen ihres Beſitzes um einer Tat willen, ſie bis zu den äußerſten Grenzen der Idee entflammt, ihnen beim erſten Hemmnis oder bitteren Wort eine Nichtachtung des Bluts erſcheint — und wie ſie nur aus gekränktem Eros heraus denken können und tun ... ſo empfinden ſie, unbewußt vielleicht, vielleicht oft, immer — es iſt möglich und einerlei — den Haß des Mannes auf den Mann als Liebe zur Frau. O wie die Frauen über alles umronnen ſtehn von ihrem Blut!

Juana liebte Las Caſas. Aber Luis Quijadas Grauſamkeit gegen dieſen lockte ihr Blut. Seine Worte imponierten ihr. Das Zyniſche, der Trotz, der (es ſchien ihr) aus Unverſtandenem kam, zog ſie an.

Einige Tage darauf gingen sie in den königlichen Gärten.

Von unten herauf kam ein Offizier in Gala, grüßte und ging nach dem Palast.

„Las Casas . . .?“

„Beruhigen Sie sich!“

Sie sah ihn an.

Bleich.

Da sagte er heiser: „Las Casas!“

Las Casas ging durch den Vorsaal. Zwei Hellebardiere vor ihm . . . öffneten den Vorhang. Er stand vor dem König.

„Sie?“ sagte der.

Las Casas verbeugte sich.

„Warum kommen Sie?“

„Der Prinz ließ mich rufen.“

„Duell . . .?“

„Der Marques Siete-Iglesias (Sire, Sie kennen den Prinzen) nannte ihn irgendwas. Ich schlage mich für den Prinzen.“

Der König winkte ab.

Langſam drehte er ſich um und ſchaute durch das Fenſter.

„Sie hatten ſchlechten Erfolg, Marques.“

Las Caſas verbeugte ſich. Da wandte der König ihm das Geſicht zu, nahm einen verzierten Dolch, ſchenkte ihn Las Caſas, gab ihm die Hand und ſagte gütig und klar:

„Das Wieſel ſoll nicht umſonſt getötet ſein.“

Las Caſas lächelte verzerrt und ging.

Er ſchritt durch Säle und Verbeugungen, bis er in den Eckraum kam, den ihm der Prinz überlaſſen hatte. Er ließ zuerſt den Offizier kommen, der die Galeere kommandiert hatte, die den falſchen Baſſa fing.

Als er eintrat, ein wenig dick und mit plumpem Lächeln, verlegen und geſchmeichelt auf ihn zukam, griff Las Caſas zwei ſchwere Beutel, die auf einem Tiſch neben ihm lagen, und warf ſie mit erhobenen Armen ihm zu vor ihn. Er rief ihm gleichzeitig, daß er ſie aufhebe und als Belohnung nehme für ſeinen Dienſt. Und als der Offizier, rot geworden, nicht wußte, was das war, befahl er ihm, den einen

Beutel zu öffnen. Die Hand des Offiziers fuhr hinein und auf seinem Gesicht erschien ein Reflex von fassungsloser Enttäuschung.

„Holländische Münzen ... ge .. fäl ... schte ... Molinillos —?"

„Wollen Sie, daß ich Sie für diese Tat mit anderem als mit einer — Imitation belohne?"

Der Offizier begriff, daß dies ihm ins Gesicht geschlagen war. Er stemmte sich auf, als wolle er den Beutel wegwerfen.

Da begann Las Casas' Gesicht zu zittern: „He," rief er, „Herr!" — und es klang wie der Ton eines der krummen Hörner an einer königlichen Barchette: im Befehl unabwendbar ... und es knickte den Zornigen. Er ging mit hängenden Armen.

Las Casas promenierte noch über eine Stunde in der Kühle des Korridors, bis die Herren kamen, ihn zu holen und der Prinz, der ihn liebte, ihn umarmte. Das Rendezvous war in einem gesperrten Teil des Gartens zwischen einer Fontäne und einem Käfig mit zwei Löwen. Las Casas stieß

nach wenigen Minuten ſeinen Gegner durch den Nabel mitten durch, daß der Herzog von Medina-Sidonia mit liebenswürdigem Lächeln die Bemerkung nicht unterlaſſen konnte, daß an der Stelle, da ihm das Leben geworden ſei, es wieder verſtröme.

Ein Strahl Blut war hochgezuckt und traf die Löwen. Ihre Augen wurden grün vor Gier. Es pfiff durch ihre Nüſtern, die ſich nach außen bogen. Dann brach die ungeheuere Wut des Verſchloſſenſeins in ein erſchütterndes Gebrüll aus — durch die Stäbe, und ſie warfen die Breite der Körper raſend dagegen, als der Herzog ſie mit ſeinem Degen kitzelte.

Mit Blut beſpritzt, auf dem Rückweg zum Palaſt, traf Las Caſas auf Juana und Luis Quijada, der ſich um ſie bemühte. Sie war auf eine Bank zurückgelehnt. Wie ſie Las Caſas ſah, ſtand ſie auf.

Reckte ſich. Hoch. Stand ſchlank, gleich Stahl.

Ihre Blicke trafen ſich. Ihre Herzen hämmerten einen gleichen in hetzenden Takten ſelig geſchwellten Rhythmus. Sie ſpürten, wie ihre Körper auf-

einanderdrangen und ſich umſchloſſen, obwohl ſie ſich nicht bewegten . . . und wie wenn ihr Blut aus den Adern preſſe, heraustrete und ineinanderſtröme.

Sie machte einen Schritt zu ihm hin, da ſagte von irgendwo her, von der Seite her? — — — neben ihnen wohllautend und dunkel eine Stimme, die Stimme Quijadas:

„Ich, Marques, beglückwünſche Sie ſehr zu Ihrem Erfolg heute — — wie ich ihr Unglück bedaure — ſonſt."

Las Caſas' Blick fuhr an ihm vorüber wie an einer Wand. Drehte die Schultern, entblößte ſeine Rechte von dem blutigen Handſchuh, ging dicht an Juana her und küßte ihr ernſt und ehrerbietig die Hand. Sie ſahen ſich in das Weiße. Dann ging er.

Nach drei Schritten wieder bog er um: „Graf Oropeſa, . . . Sie ſagten . . . vielleicht, daß Sie mehr Glück gehabt, hätten Sie nicht verſäumt, Ihre Segler zu rüſten."

Der Graf ſpürte, daß er eine ſchlechte Rolle ſpielte, ſagte ſcharf, den Schnurrbart kauend: „Sie

haben mir nicht den Gefallen getan, mich für dieſen Fall Ihrem Diplom nach zum Briganten zu erklären. Auch im Großzügigen wie in der Verachtung weiche ich Ihnen nicht."

„Sie ſollen es haben, Luis Quijada, die Erklärung haben, jetzt . . . gleich . . . ſofort — Auf Wiederſehen."

Er machte eine ſchwache Geſte nach dem Meere und ging.

Nach dem Refrescos, das er bei dem Prinzen nahm, brachte ein Diener ihm einen Brief von ihr. Er trug ihn in ſein Zimmer, las ihn. Las ihn wieder. Nur dieſes: „Komm —!"

Es durchzuckte ihn, blind, aufſtammelnd: „Komm!" Es fielen ihm ein die Abende im Schweigen des Meeres, als er tiefer ward vor Sehnſucht wie der Horizont und darüber erſchrak, zürnte und zitterte. Und das betäubte ihn ſo, daß er lange den Kopf gegen die Scheibe lehnte, bis er ſich ſelbſt empfindend, langſam zurückkehrte in die Umgebung und ſich gewaltig zuſammenraffte und toll gegen ſein Blut, das ſtieg, ſchrieb:

„Wie kann ich nun, beſchämt, zu Dir kommen, wo ich Dich aufſchob bis nach dem Erfolg. Ich müßte Scham haben über mich wie über einen Fuchs. Du aber wärſt feig, wenn Du nachher mich nicht verachteteſt.“

Aber in der Dämmerung fand er ſie in dem Garten. Sie ſpannte die Arme nach ihm. Da fiel er vor ſie hin und warf die Schmach, das Unbefriedigte und die verbotene, ſelbſtverſperrte Sehnſucht in einem knabenhaften Weinen in ihren Schoß. Sein Kopf bohrte ſich zwiſchen ihre Schenkel, und ſie ſagten kein Wort. Doch er warf ihre Robe zur Seite und küßte ſie, eh er ſie verließ, lechzend auf beide Knie, ſo, als ſei jedes Knie ein Mund.

Als er am nächſten Morgen ſich einſchiffen wollte, erhielt er ein Billet. Er erbrach es am Ufer noch, einen Fuß in der Barchette.

Juana hatte die Nacht nicht geſchlafen, weil das Dunkel ihr Blut quälte, und raſte nun nach ihm, daß er komme. Er ſchrieb: Nein! und: Lebewohl! auf den Rücken des Papiers. Dann ſchiffte er ein.

Eh die Galeeren den Hafen verließen, ſtürmte ein ganz kleiner Hucker mit unmäßig geſchwellten Segeln, ſchräg liegend, nach. Nur ein Mann ſtand darin. Warf einen Brief herauf.

Sie ſchrieb: „Ich liebe ... Deinen Stolz ... die Härte ... warte – trotz alledem. –"

Er ſtand auf der Poppa, den Kopf rot, die Augen rot – eine überreife Frucht. Die Lippen hatte er nach innen in den Mund geſogen. Wie eine weiße Falte lag der Mund in dem Geſicht.

Seine Galeerenſklaven durften ſich in zwei Teilen an den beiden Abenden, die folgten, ins ſinnloſeſte betrinken. Er ſchenkte es ihnen.

Zehn Tage ſpäter liefen die drei Segler des Luis Quijada aus.

Juana ſah beide nacheinander im Meer verſchwinden.

Juana hielt die flachen Hände an die Bruſt und fing den Herzſchlag auf darin und warf ihn den Galeeren nach.

Doch als Luis Quijada lange weg war, bedrückte ſie auch ſein Fehlen doch, da ſie ganz allein war.

Luis Quiſada hatte ein Auge, wenn er von Frauen ſprach, das ſie nicht liebte. Doch ſie vermißte ſehr das Kühlende ſeines Haſſes. So glaubte ſie. Manchmal erſchrak ſie.

Es ſchien ihr, als ob ganz ferne ein großer Donner ſich ſammle, wie wenn ein Bergwerk einſtürze in allen Stollen und eine helle Lawine aus dem glatten Himmel ſauſe irgendwo. Und ſie bedauerte, daß ſie nicht tiefer hören könne, und ſtreckte ſich im Kampf mit dem Unbewußten, auf, höher... und ward ſtraff gegen jeden Anprall und ſcharf wie eine Lanze.

Bandieren und Standarten ſpannten ſich auf Las Caſas' Galeeren. Morgens und abends blieſen ſie Hörner auf dem Vorderdeck. Das Meer wechſelte blau und grün. Gegen Mallorka zu ward es wie Bernſtein, als lägen glühende Monde auf dem Grund. Die Sklaven ließen die Ruder und beugten ſich über die Geländer und ſtarrten in die Tiefe. Doch Las Caſas befahl ſie zu prügeln, und ſie krochen wie die Hunde zurück.

Über die Poppa hing eine Fanale aus weißer Seide mit Las Casas' Wappen in Granaten bestickt. Menorkas Leuchtturm glühte in der Nacht vorüber.

Bei der Insel Galita war eine Falle für den Bassa gelegt. Zwei kleine Segler mit Lamawolle und Wein aus Malacca. Doch sie verschwanden nachts, lautlos.

Las Casas kreuzte ganz Tunis ab.

In einem Felsversteck schloß er ein paar türkische Caramuzzals ein, die völlig braun waren und fabelhaft in den schmalen Buchten lavierten. Sie schossen verzweifelt mit Hagel und Ketten aus kleinen Kanonen. Beim Entern sprang ein Mann zu ihnen herüber, Psalmen singend und Gott lobend. Las Casas ließ ihn trotz dem Geplärr in Ketten legen. Die anderen schlug sein Henker mit der Keule tot und vierteilte sie. Die stärksten wurden auf die Ruderbänke geschmiedet. Die Türken hatten eine Anzahl weggeschossen. Andere stach die Sonne zusammen.

Da der Renegat den ganzen Tag Hymnen sang

(sein Blick hatte den gewöhnlichen Wahnsinn der Überläufer), weigerten die Aufseher sich, ihn langsam totzuschlagen. Las Casas besah das Wunder. Das fiel vor ihm hin und nannte sich einen Franziskaner aus Jerusalem, der gezwungen übergetreten war. Er küßte die Füße Las Casas', und als der ihn nach dem Versteck des Bassa fragte, heulte er auf, drohte und fluchte dem Türken und schrie, daß er den Platz wisse. In den Kadenzen eines Pilgermarsches gab er singend die Weisungen für das Schiff.

Las Casas ließ ihn an das Steuer schmieden und versprach ihm straflose Freiheit, wenn sie den Bassa fingen. Legte aber eine Pistole in die Nähe seines Blicks und sagte ihm, daß sie allein für ihn sei — — — für den anderen Fall. Der Renegat allein lobte nur Gott.

Wie sie an die Stelle kamen, an der sie den Bassa überraschen sollten, sahen sie eine gelbe Caramuzzal in einem schönen Bogen eine Mauer von Klippen nach dem Lande zu durchschneiden. Von beiden Seiten wurden sie mit Brandpfeilen und glühenden Eisen überschüttet.

Da befahl der Marques zu landen, schiffte zweihundert Soldaten aus, fing und erschlug eine Anzahl Araber, die sich verzogen, und nahm die gelbe Caramuzzal, die äußerst kostbar war. Zwei verschnittene Nubier saßen vor des Bassas Kajüte. Er ließ sie foltern und sie gestanden, daß er wenige Tage entfernt im Innern seinen Hauptpalast, ein stehendes Lager und den Harem hätte.

Las Casas beschloß die Expedition zum nächsten Morgen. Sein Herz ging hoch, als ob er ganz dicht am Ziel sei. Er behielt nur fünfzig Soldaten. Die Galeeren sollten so lange kreuzen.

Die Nacht war still. Feuer brannten am Ufer.

Von einem der Schiffe brüllte der Franziskaner seine Hymnen, bis ihm ein Offizier mit einem Koran als Knebel das Maul verstopfte.

Am ersten Negerdorf, auf das sie trafen, erfuhren sie, daß am Abend der Bassa in aller Flucht vorbei gekommen war. Sie nahmen ein Dutzend Männer und Weiber als Geiseln mit und um den Weg zu weisen, obwohl sie schrien und sich wehrten aus Furcht.

Sie brachen in die Wüste ein. Ein glühender fiebervoller Ring wälzte der Himmel sich um den Horizont. Feiner metallischer Glanz schwebte in der Luft wie Sand. Sie mußten die Augen senken, und das Blut zog sich ihnen wie gefroren im Kopf zusammen. Manche fühlten, wie ihre Füße empfindungslos wurden, schrien plötzlich etwas, rannten ein Stück in die leichten Dünen und verbeugten sich ... Sie hörten nirgends ein Geräusch, keinen Laut. Nur das war: wie wenn der grünliche Schlauch am Himmel sich langsam um sie zusammenziehe.

Den Abend nahmen sie die Neger in die Mitte, zündeten Feuer an und stellten Wachen aus. Die Neger pfiffen auf Muscheln und tanzten, auf der einen Seite die Männer, auf der anderen Seite die Frauen, und wenn die Schlußtöne scharf in die Höhe zischten, warfen sie sich wie zwei Brandungen in die Arme. Dann spielte die Muschel allein. Auch sie schwieg.

Las Casas spürte eine große Ruhe und er glaubte, daß es Zuversicht sei. Er wußte (ganz unstreitbar),

daß er am folgenden Tage den Baſſa griffe. Wie war zu zweifeln?... Juana? Er würde ſie dann in fiebernden Händen beſitzen.

Auch das ohne Zweifel, wenn auch der Körper zitterte unter dem Gedanken.

Er hob den Kopf. — Ja... Biſamroſen hatten um die Bank geſtanden und geduftet. Und Nelken.

Sehr ſcharfe Nelken. — — —

Als er eingeſchlafen war, wuchs ein Wald von Beduinen um das Lager und ſenkte ſeine Lanzen in die Körper, die herumlagen. Las Caſas banden ſie und einige andere, trennten ihn von ihnen und ritten mit ihm die Nacht durch und den erſten Morgen. Dann raſteten ſie. Las Caſas ritt ein Kamel. Sie gaben ihm Stutenmilch dieſer Tiere. Er trank es nicht. Mittags ritten ſie weiter. Röt-licher Nebel ſchoß vor die Sonne und glühte die Kehlen aus.

Die Wüſte war flach, ein wenig gewellt. Dann ritten ſie eine hohe Düne herunter. Ein Park von Zelten in grellem Karmeſin, Gold und Grün ſtand um ein paar Bäume und einen Brunnen. Las

Casas trank Wasser. Abends fragte er, ob sie ihn zu Yousouf brächten. Sie grinsten: Nein —! Da wuchs alle Kraft in ihm und durchbebte ihn wieder.

Er liebkoste mit den Schenkeln sein Reittier: „Gute Stute . . .“ Denn seine Hände waren gebunden. Nachts ritten sie in eine Stadt ein, er schritt durch Gewölbe und Gänge und stand in einem Zimmer, plötzlich, mit hellgelben Steinen, zwischen denen dunkle Ziegel in Figuren saßen. Eine Laterne stand auf dem Tisch, Wein, Brot, Früchte.

Kurz darauf erhielt er den Besuch eines schönen bärtigen Türken. Sie verhandelten über sein Lösegeld. Während sie sprachen, senkten des Türken Augen sich auf den Tisch. Blitzhaft zuckte Las Casas' Hand hoch, ein wenig. Sein Dolch lag auf dem Tisch, den man ihm gelassen hatte. „Gib dir keine Mühe!“ lächelte der Türke. Der Marques hatte die Waffe schon gepackt. Er sauste mit einem heftigen Sprung durch die Tür. Er sauste gegen einen dreifachen Ring Eunuchen, ohrfeigte einen aus Zorn und kehrte ruhig zurück. „Ich sagte

es dir", achſelzuckte der Türke, ein bißchen beleidigt.

Allein er ließ ihm den Dolch.

„Sag mir das eine!" fragte der Marques ſcharf. „Bin ich bei Youſouf Baſſa?"

Der andere lächelte: „Nein."

Sie einigten ſich über das Löſegeld und Las Caſas blieb allein. Es ging ſchon gegen Morgen. Er unterſuchte ſein Zimmer und ſchlief dann.

Drei Tage darauf entfloh er nachts. Die Tür war nicht verſchloſſen und er ſah keine Wache. Er ſtieß ſich mit vorgeſtreckten Armen in das Dunkel eines Ganges hinein, der ſich in Windungen hinzog. Es roch modrig. Von Zeit zu Zeit merkte er, daß Querſtollen den Hauptgang kreuzten, aber er mied ſie. Plötzlich fühlte er Schwindel, und die Furcht, daß er ſich im Kreiſe bewege, zog ihm das Blut aus dem Geſicht. Er fühlte im Dunkel, wie er bleich ward und ſchlug haſtig den Gang in einen Kreuzſtollen ein, der das Gewölbe durchbrach. Als er ein paar Minuten ſich die Wände entlang getaſtet hatte, bog der Stollen rechtwinklig ab,

eine Dämmerung ſchwoll auf, leichte Helle lockte, und er folgte der Anziehung eines blauen Lichtes, das größer wurde und ihm entgegenſtrömte im Nahen und Mond ward ... und ihn hinauszog auf einen Hof, der ganz durchflutet war von dem Licht.

Zwei große Steinlöwen lagen einander zugekehrt in der Mitte, als ſchwämmen ſie auf dem Glanz. Aus Mäulern und Nüſtern ſtiegen ihnen blitzende Strahlen Queckſilber.

Las Caſas ſchlich über den taghellen Hof, an die Mauer geduckt und von dem ſchmalen Gurt ihres Schattens bedeckt. Vor einem Fenſter ſtanden zwei Palmen. Er zwängte ſich hindurch und ſah hinein.

Ein weißbärtiger Türke ſaß auf dem Boden und ſchaute müd und regungslos dem Spiel eines jungen Haſen mit einer Schildkröte zu. Sie blieben eine Zeit ſo. Innen der Türke in das Betrachten verſunken, der Marques fand nicht den Augenblick, ſich von dem Poſten geräuſchlos zu löſen.

Da ſchoß etwas ins Zimmer. Der Alte hob die Augen. Die Augen mußten über das Fenſter

. . . er hob die Hand, warf ſie mit dem Arm in die Luft, Glas ſplitterte, ein Dolch ſchlug neben Las Caſas' Kopf vorbei durch die Scheibe und verlor ſich ziſchend und blinkend nach den Brunnen.

Las Caſas flog herum, kreiſte um den Hof, ſeine Blicke faßten plötzlich eine dunkle Öffnung in dem hellen Viereck. Er ſprang hinein und fand keinen Ausgang. Er taſtete und die Wände waren feucht und glatt. Während er ſuchte, fing ein runder Lichtfleck an, über die Mauer zu hüpfen. Wo er auftraf und hielt, funkelte es auf. Andere Lichtbälle tauchten auf und ſpielten mit dem erſten. Sie glitten übereinander und vermehrten ſich, bis die eine Seite eine ſtrahlende Scheibe ſchien. Da erkannte Las Caſas, die Wände ſeien Spiegel. Er ſuchte noch einmal nach einer Öffnung, aber er fand keine mehr. Die Lichter ſtachen ihm nun in die Augen. Da hieb er mit einem Aufſchrei bebend vor Wut die Fauſt in eine der Scheiben, ein helles Gelächter lief über die Wände, irgendwo gab es einen Ruck, eine Öffnung, durch die er ſchritt fünf Schritte bis in ſein Zimmer.

Am Morgen flog die Türe auf, Mekkije wehte herein. Sie betrachtete ihn lang und eingehend. Dann setzte sie sich vor seine Füße und fuhr fort, ihn anzusehen.

Darauf schüttelte sie wenig den Kopf und sagte: „Ich kann mit dir machen, was ich will."

Las Casas zuckte die Achseln.

„Wenn du mich liebtest", meinte sie nach einiger Zeit ernst und überlegen, „kostete es dich den Kopf. Zwei, drei Schnitte ..." ... sie fuhr sachlich mit dem Zeigefinger über den Handrücken. Sie sah ihn an, als ob sie immer mehr über ihn erstaune.

Mit einem wegwerfenden Hochmut zog der Marques die Linien ihres Körpers nach und wandte sich langsam nach der Wand.

Doch seine Blicke hatten sie aufgenommen und brannten ihr Bild in die Mauer. Sie war sehr schön.

„Mein Vater hat sieben Monde", fuhr ihre Stimme fort, „ich habe den Alten schlagen lassen, dann habe ich mir zwei Ringe schenken lassen und dich."

Las Casas drehte sich wieder langsam nach ihr. Da fuhr ein Lachen mit tausend süßen Spitzen in ihr Gesicht: „Alle Querstollen führen in den Hof", lachte sie. Sie krallte die Hände auf und hielt sie ihm vor das Gesicht. Dann lenkte sie ab: „Deine Haut ist schön. Sie ist nicht weiß und nicht sehr braun . . ." Sie strich mit der Handfläche neugierig und schauernd über seinen Hals.

Der Marques packte ihre Hand und warf sie mit spitzen Fingern zurück. Sie zog sie erstaunt an, legte sie in die Achselhöhle des anderen Arms und senkte den Kopf schräg. Sie war enttäuscht und drohte ihrem hellbraunen Spielzeug überrascht:

„Wenn ich will, kann ich dich an das Bein einer Kamelstute binden lassen, die nach Tripolis geht. Du bekommst Schläge unterwegs und faules Wasser zum Trinken. Oder du mußt Sand scharren im Hof, und wenn es mir paßt, auf dem Kopf stehen und durch die Nase lachen."

Ihr Mund verzog sich in ein glitzerndes Lachen. Rasch flog ihr Fuß aus dem Pantoffel, das Bein schoß schlank aus dem weißen Hemd, hob sich und

zupfte ihn mit den Zehen am Schnurrbart. Las Casas schlug mit der Hand hart auf den Fuß, der sich zurückzog.

Er stöhnte auf vor Schmach und schien sich gering gemacht und wie ein Schwein oder gleich einem Hunde, mit dem man spielt. Sie sprang auf ihn zu und drückte sich an ihn und strich ihm über den Arm und den Hals. Sie begriff ihn nicht. Aber sie wollte ihn besänftigen. Doch er warf sie, während seine Finger die ganze Schönheit ihres Körpers begriffen und im Gefühl bewahrten, ins Zimmer zurück. Sie taumelte gegen die Wand, stieß einen kleinen spitzen Ruf aus, zog ihr Tuch bis unter die Augen und ging.

Einmal noch floh Las Casas.

Allein er kam in einen Garten, wo Mekkije mit vielen Begleiterinnen dunkelblaue Bohnen und Winden begoß.

Er wußte nun, daß er ganz — wie ein Tuch und ein Stein — in ihren Händen sei. Aber die Erniedrigung war nicht tief genug, daß er sich tötete. Er spielte oft mit dem Dolch, und sie sah ihm auf-

merkſam zu. Einmal ſetzte ſie ſich auf ſeine Knie und flüſterte etwas in ſein Ohr, das er nicht begriff und das ſie nie wiederholte. Er ſank, ſank mehr. Um ſo ſtärker aber ſtieg das Bewußtſein der Berufung in ihm.

Mekkije ſtreichelte ihn oft und lächelte, wenn er ſie abſchüttelte, obwohl ſie ſah, wie ſeine Lippen brannten.

Doch langſam ſahen Las Caſas' Augen ſie nicht mehr. Sie ſahen trüb aus wie Ziſternenwaſſer. Es ſchien, als glotzten ſie nach innen. Sie verſuchte es drei Tage nacheinander und hielt ihm ihren Finger vor die Pupille und ſtieß danach. Sie brachte keinen Reflex heraus. Dumpf ſchwamm der Stern auf dem Weiß.

Da brachte ſie ein Goldblech, auf dem viel Linien eingeritzt ſtanden, und flüſterte an ſein Ohr: „Palaſt-Plan . . . Palaſt-Plan", bis er begriff und ihn vor ihre Füße warf. Denn er hielt das für eine Liſt.

Allein ſie verſchloß ſein bitteres Lachen mit den Lippen. Sie küßte ihn auf den Mund und ſah

ihn traurig an: „Was willſt du?“ Der ganze Körper bat.

Da floh er.

Er kämpfte ſich durch Gewölbe und Tunnels, glitt über Terraſſen und Galerien und tauchte in einen Schlund, der ſchmal und lang vor ihm zog. Seine Hände führten ihn taſtend die Wand entlang. Er ſchritt minutenlang. In Abſtänden waren in der Mauer Einlaſſe, die kleine Säulchen hatten. Einige waren aus einem poröſen Stein, andere völlig glatt. Er ſtreichelte ſeine Hände kurz und ſtolz: „Kluge Hände“. Ein Übermaß von Freude ſtand ihm bis zum Kopf, bereit, durch Mund und Augen übermäßig aufzuſpringen. Plötzlich packte er einen Auswuchs und empfand im gleichen Moment, daß ſeine Hand in einer Zahnreihe lag. Er half mit der anderen und erſchrak, wie die Finger der beiden in zwei hohlen Augenhöhlen verſchwanden, die feucht waren und ſich anklebten. Da faßte er feſt zu, brachte die Augen nahe und merkte, daß es ein Ornament aus Gips ſei. Wie er aufatmend vorwärts trat und ſein

Blut, das gehalten hatte, auffauſte, griff er etwas Warmes. Mit dem Rücken ſtieß er dabei gegen die Tür, die hinausführen mußte.

Seine Hände aber erkannten die Schönheit wieder, die ſie einmal gefühlt hatten, und packten ſie. Es war heiß. Ein Mund ſaugte an ſeinem. Da gab er nach. — — —

Die Sonne draußen hatte ſchwarze Ringe, die um ſie kreiſten. Er ſenkte die Augen. Zwei Beduinen empfingen ihn an der Tür, hoben ihn auf ein Tier und ritten neben ihm. Er hatte den einen Tag ein Kamel. Am zweiten gaben ſie ihm einen Wechabitenhengſt, Datteln und Waſſerſchläuche. Als ſie ihn verließen, ſagten ſie ihm, daß es knapp ein Tageslauf ſei.

Er hielt ſie an.

Er hielt ſie an und fragte: „Wer war es, der mich losließ?“

„Die Tochter Youſouf Baſſas...“ ſagten ſie. — — — — — — — — Er wartete, bis ſie verſchwunden waren. Dann hielt er die Hand ſo, daß ſie den ganzen Horizont, aus dem er kam, bedeckte.

Hiermit und ſo war er fertig mit ihm.

Durch die Hand ſah er ſein Blut. „Juana . . ja . . . mein Blut — — unſer Blut —“ ſchrie er und ſtachelte den Hengſt mit dem Dolch.

Moos ſpann ſich grau über die Wüſte. Kranichzüge rauſchten über ihm. Endlos blendeten die weißen Kaktusfelder in der Ferne.

Ein Tuareg begegnete ihm.

Sie ritten ſcharf aneinander vorbei. Ihre Augen hielten ſich ſo feſt, daß ihre Hände ſich nicht rührten.

Endlich: Bäume . . . Bäume! Eine Allee. Orangenallee . . . Er fiel vom Pferde, umarmte es, tanzte und küßte die dampfenden Flanken des Tiers. Am nächſten Tag fand er die Galeeren. Am gleichen Mittag rannte eine Patrouille von ihm zu Youſouf und bat ihn um eine offene Schlacht. Der Baſſa ſchlug ein und bezeichnete den Platz.

Sie ſtachen ſofort los. Las Caſas kam in Streit mit den Offizieren. Er trieb die größte Eile an, weil er vor dem Baſſa an der Kampfſtelle

sein wollte. Denn er mußte auf jeden Fall die Stellung an der Küste haben, damit er den Feind gegen das offene Meer hätte und so Flucht eine Unmöglichkeit sei und auf diese oder jene Form dieser Kampf ein Ende sei. Die Offiziere wollten erst Wasser aufnehmen in einem Hafen, der nahe lag. Doch Las Casas sagte, daß sie nach der Schlacht Wasser genug haben würden hier oder da, und er wies auf das Meer und in die Richtung des Hafens; da schwiegen sie, denn er lächelte dabei.

Die Sklaven hatten ausgehöhlte Gesichter und knirschten, als die raschen Takte des Vorsängers ihre Muskeln zu angespannten Zügen zwangen.

Las Casas ließ sie schlagen und stand auf dem Vorderdeck, unbeweglich, den Blick auf das Meer ausgestreckt. Die Ruder hieben in kurzen Intervallen in das ruhige Wasser.

Er spreizte die Arme aus, und sie schienen ihm wie zwei Segel, die ihn nach der endlichen Tat hin aufbauschten und trieben. An Juana dachte er wenig und kaum. Nur dies eine erfüllte ihn. Ein

Lächeln, faſt ſpöttiſch, kräuſelte ſeinen Mund. Er ſchüttelte den Gedanken an ſie unwillig ab. Stolz durchfuhr ihn ſtürmiſch und ſengte ſeine Augen.

Er drehte ſich und es war ihm, daß einige Bänke die Ruder weniger tief ſtreckten und ſo den Lauf hemmten, und er ließ auf einer erhöhten Bühne mitten auf dem Steg zwiſchen den Bänken mit Sklaven zwei Neger hinrichten. Die nächſten ſchauten bleich zu. In den zerriſſenen Geſichtern ſtand Wut.

„Waſſer...!" brüllte ein langer Portugieſe und drohte. Las Caſas lächelte ruhig und ſehr gefaßt und ließ ihm das Halsblut der Neger reichen.

Er fühlte einen ſtarken Sturm in ſich, der ihn hob, ſchwellte und maßlos mit ſich ſelbſt erfüllte, daß ſein Wollen ins Ungeheuerſte geſteigert und ſeine endlos beſchwingten Gefühle über alle Schickſale hinausſtiegen und der Tod ihm nur ein geringſchätziges Spiel (wie mit Masken) erſchien.

Am Abend ſtellten ſie ſich auf für den folgenden Tag.

Früh riß die Sonne den Himmel tiefrot auf

und färbte das Waſſer ſo. Und als bedrücke das Ungeheuere der Front vor ihm etwas in ſeiner Seele, horchte er in ſich hinein und fand wie ein Pizzicato in der Ruhe ſeines höchſten Geſchwelltſeins den Gedanken an Juana und riß ihn heraus und maß ihn mit den letzten Erlebniſſen und der Idee ſeiner Tat. Die Kartaunen des Vorderdecks löſten ſich ſchon. Die türkiſchen Caramuzzals umſprühten die Galeeren mit glühenden Kugeln. Eine ziſchte zwiſchen die Ruderer und verbrannte ſie. Es roch nach verſengtem Fleiſch. Die nächſten heulten auf und ließen die Ruder.

Da ließ Las Caſas die Hörner blaſen.

Auf den anderen Schiffen antworteten ſie. Eine Schlinge fiel vom Hauptmaſt. Sie legte ſich um den Kopf des Portugieſen und zog ihn hoch und ſchwang ihn, der ſich verrenkte und mit den Armen, die Hände zu Fäuſten gekrallt und die Zeigefinger nur erhoben, die Luft ſchlug, in weitem Bogen über das Schiff.

Pfiffe raſten über die Decke. Alle Ruder hoben ſich und ſchäumten auf die Caramuzzals ein.

Las Casas zwang nun den Gedanken an Juana ganz aus sich. Nur die Tat sollte sein. Er stand auf der Poppa und suchte die größte Caramuzzal. Eine Flagge deckte sie: Rot mit sieben schwarzen Monden.

Endlich: Yousouf! —

Das Wasser spritzte karminenen Schaum, so war es von der Sonne durchtränkt.

Las Casas suchte hier in der ungeheuersten Erhebung, in der durchbebtesten Ekstase seines Lebens den Gedanken an Juana zu töten. Eine wahnsinnige Freude durchschwang ihn. Er hatte den Dolch durch den Mund gezogen. Seine Hände hielten kalt und verkrampft das Steuer. Alle Kanonen entluden sich und schrien gegeneinander.

Ein junger Offizier vor ihm drehte sich um und brüllte etwas mit leuchtenden Augen zurück, was das Getöse verschluckte. Las Casas sah ihn an. Und als hätten die nicht gehörten Worte etwas gelockert, als hätten sie ihn das gefragt, um was er rang, brüllte er dem Jungen zu (der ihn nicht

verſtehen konnte) die Arme um das Rad, mit Lippen, die ſich zerriſſen an dem Dolch im Mund:

„O alles ... hätte ich auf den Bauch geſchmiſſen Dreck gefreſſen, drei Monate oder vier ... wären meine Gedärme zerfetzt daran ... hätte ich den Bart ſäubern müſſen des Baſſa jeden Tag von Eiern und Speiſen und ſchlechten Küſſen, wäre ich ſtinkend geworden und nach Übelem riechend und hätte ich keine Zähne mehr im Mund und wäre ich geweſen wochenlang beſchämt bei alten Weibern, die hängende Brüſte hatten und Riemen von Adern aus den Gliedern quellend ... o, alles nichts, klein, ſehr klein, — — — kein Lachen ... keinen Wink wert iſt es, iſt die Schmach gegen dieſen Moment, gegen dieſes Steigen — — — und was Juana iſt — — — was ihr Andenken iſt ... es wiegt nicht ſo viel, daß ich es nur ſo ſage, nicht einmal mein Brüllen iſt es wert ...“ — — —

Nun hatte Las Caſas Ruhe für ſeine Tat.

Seine Lippen zuckten zerriſſen.

Ehrgeiz füllte ſeine Augen, daß ſie grün blitzten.

Die Offiziere ſtanden um ihn.

Blut rann über ſein Geſicht.

Mit einem ſcharfen Ruck warf er das Steuer nach rechts. Geknarr und Erſchütterung knirſchte auf. Die Galeere lag nun neben der Caramuzzal Youſoufs, deren Geländer ſie weggeriſſen hatte. Dunkle Maſſen ſtrömten hinüber.

Mit einem Lächeln (dies war ſein Tag), ganz ruhig ſtand Las Caſas auf der Poppa. Sein Geſicht war hell und ſtet wie eine Fahne.

Aber dann: — — als er hinüberſprang und ſah, wie Baſſa Youſouf mit vielen Kugeln durch den Bauch geſchoſſen erledigt war und ſie ihn aufhoben und vorbeitrugen dicht an ihm . . . kniete er, wo er ſtand, nieder, warf ſich auf den erſten Toten, der aus der Bruſt blutete, küßte die Bruſt — — — und ſtammelte: „Juana". Stammelte: „Juana". Nichts weiter. Nur dies.

Sie legten den Toten auf die Poppa. Las Caſas betrachtete ihn genau. Er ſah ſeiner Tochter ähnlich . . . die Wolke über der Stirn . . . die Braue und der Naſenflügel . . . Las Caſas erſtaunte über die Leiche. Er wußte nichts damit anzufangen. Er

roch die Nelken im Garten von Cartagena. Jonquillen, fiel ihm ein, waren auch dabei. Er fuhr mit den Fingern in die Wunden des Baſſa und unterſuchte ſie.

Dann zuckte er die Achſeln und trat zurück.

Der junge Offizier kam und küßte ihm die Hand.

Die Kommandeure der beiden anderen Galeeren traten auf ihn zu: Sie ſeien ſtolz ... unter ihm ... dieſer Sieg — — —

Nun begriff er wieder: So, ja, Youſouf Baſſa ... Er ſtrich die Stirn: Ja. Er lag da. Auf der Poppa ... tot? ... Tot!

Stolz hob ſeine Schultern. Freude überflammte ihn. Es war die erſte Tat im Reich. Gewiß. Er hob die Hand. Sie bliesen: Benedito sea Dios.

Die Sonne ward ſchon gelb und ſtieg.

Dann ſprang er zurück auf dem Hinterdeck und gab das Signal zur Abfahrt.

Ein Schrei der Wut peitſchte über das Verdeck.

Offiziere hoben die Hände, beſtürmten ihn: „Teilung der Beute ... Ruhe ... Soldaten ... die Sklaven ſeien ausgelaugt."

Las Casas stemmte sich hoch: „Wir fahren!“

Sie fuhren in einem dumpfen Schweigen.

Niemand sprach.

Sieben türkische Caramuzzals waren erobert worden, auf die Soldaten verteilt wurden. Die Gefangenen mußten rudern. Ein Schiff trug den Harem.

Als sie den ganzen Morgen gerudert hatten, sprangen den Leuten Arme und Lippen auf. Die Sonne brannte einige tot. Doch sie wimmerten kaum.

Weißglühende Wut schwelte in den Augen der Soldaten.

Las Casas saß auf dem Vorderdeck, wo der Wind ihn zuerst kühlte. Die Leiche Yousouf Bassas lag neben ihm. Seine Augen weilten manchmal auf ihr, dann sogen sie sich wieder glühend, brennend in den Horizont fest. Er freute sich über die Tat. Aber er begriff nicht mehr, daß er über Juana weggesprungen sei wegen ihr. Er fühlte sie so um sich, als könne er ihre Umrisse mit den Händen fassen. Es war unmöglich — wie konnte es sein, lachhaft

und kindiſch? — daß er ſie dreimal verſchmäht hatte. Er blickte auf den Toten. Es war doch ſo. Doch er verſtand die Wichtigkeit dieſer Tötung nicht mehr.

Offiziere baten ihn, das Tempo des Ruderns zu mäßigen. „Die Leute verrecken vor Durſt. Die Zungen kriechen ihnen wie böſe Tiere aus den Mäulern," ſagte heftig der junge Offizier.

Las Caſas ließ ihnen die letzten Rationen austeilen. Das Tempo blieb das gleiche. Es ward Nachmittag.

Las Caſas brannte in einer Flamme: Juana. —

Seine Blicke hoben aus dem Ende der Waſſerfläche einen Garten voll Lauben und Gerüchen und eine Nacht darüber, mit Sternen dicht verſchnürt, in der er ſie beſitzen wollte. Es nahm ihm den Atem. Es preßte alles beiſeite. Er mußte ohne einen Ruderſchlag Pauſe nach Cartagena. Er ſchob den Toten mit dem Fuß zur Seite, da er ihn plötzlich haßte, weil er in ihn die Urſache verlegte (die in ſeiner eigenen Bruſt ſaß), daß er Juana verſchmäht hatte.

Da brüllte es hinter ihm plötzlich wie aus einem Ventil: „Waſſer!“ Es war ein gellender, trockener Ruf. Er fuhr herum. Murmeln erſtickte in ſeiner Nähe. Aber dort brach es aus: „Waſſer!“ ... und ſchlug hinüber und zündete und an hundert Seiten zuckte es hoch und heulte aus den Mündern. Die Augen waren ihnen ſtier geworden, und die weißſchweißigen Geſichter brannten.

Las Caſas' Hirn ſchob blitzſchnell den Gedanken vor: Gefahr! Sein Bewußtſein packte zu und begriff dumpf, daß ihm ein Hindernis entgegentrete. Rote Wut ſchüttelte ihn. Er ſprang vor:

„Schmeiß,“ ſchrie er, „Geſchmeiß,“ und wieder: „Vieh ... Ihr wollt weniger tun, Hunde, wo ich mehr Eile habe. — Sklavenführer, aufs Vorderdeck! ... Die Riemen in die Peitſchen gezogen ... Zehn Takte raſcher gefahren im Viertel der Stunde. — Den Bankerſten die Baſtonade!“ ... Seine Stimme war wieder beherrſcht geworden. Die Riemen klatſchten über die Rücken.

Die ganze Nacht ließ er ſie mit Waſſer begießen, das ſie kühlte und ihren Schweiß wegſchwemmte.

Allein das Meerwaſſer biß ſcharf in ihre Wunden, daß ſie ſchrien über das Geſchenk.

Am Morgen ſtand einer auf als Deputat: „Wir können nicht mehr.“ Niemand hörte auf ihn.

„Gib uns einen halben Tag. Wir legen uns auf den Bauch dieſe Zeit. Dann ſtreifen wir das Schiff wie einen flachen Stein übers Waſſer.“

„Einen halben Tag . . .“ johlten die anderen.

Der Deputat drohte: „Wir brechen die Ruder . . .“ Da gab Las Caſas Befehl, ihm, dem die Ohren von Toledo her fehlten, die Zunge aus dem Munde zu nehmen und ging hinunter, die Zähne in den Lippen und bleich. Denn es ſchmerzte ihn, ſolches zu befehlen, aber ſeine Lippen hatten nur ein Wollen, das wie ein ungeheueres Zittern daran hing und auf alles niederfiel, was es ſperrte: „Juana!“

Er ließ den Sklaven Wein geben. Das Geringe berauſchte ſie. Die Galeeren zogen raſcher.

Sie zogen raſcher. Die Sklaven lechzten, Mäuler aufgeſperrt, aber noch entfeuert.

Sie bekamen neue Mengen und ruderten rasender, bis einer schrie:

„Weiber — — — — — — — — — — — —"

Langgedehnt zog der Laut über das Schiff. Eine Stille schob sich nach, die alles preßte.

Dann rasten alle in die Höhe und hämmerten ihre Ketten gegen die Bänke:

„Dein Ver—spr—e—e—e—chen . . . am selben Abend . . . zwei . . .

Schuft! — — — Du . . ."

Las Casas stand ihnen mit blassem Lächeln entgegen. Die Aufseher peitschten sie mühsam wieder an die Ruder zurück. Eine Bank hatte sich ineinander verbissen. Sie bissen sich Stücke aus dem Fleisch.

„Ihr werdet sie haben, eh' der Tag 'runter ist. Wenn ihr euch eilt, Bande! Dann sind wir in Cartagena." Las Casas' Stimme klang knapp, unendlich beherrscht.

„Es ist gelogen, ist erlogen . . . Hund!"

Las Casas ließ sie.

Als aber ihre Bewegungen langsamer wurden,

erſchrak er. Es blitzte ihm durch den Kopf — er müſſe den Abend in Cartagena ſein — — um alles.

Er ging auf dem Deck herum und zerbog die Hände ineinander, bis er den letzten Entſchluß ſich abgepreßt hatte.

Er befahl ein halbes Dutzend Weiber aus dem Harem herüberzuſchaffen. Er wußte (in brennendſter Qual), daß die Sklaven die Frauen des Harems beim Umladen nach der Schlacht geſehen hatten: Sie waren nackt. Ihre Brüſte waren kobaltblau. Der Bauch glänzte nach ihrer Sitte rund mit Gold gemalt. Sie ſollten vor ihnen tanzen, daß ſie raſcher führen.

Alle mußten hinunterſteigen.

Nur die Sklaven blieben, einige Offiziere und Las Caſas.

Die ungeheuerſte Erwartung machte den Sklaven die Geſichter weiß wie die Planken, die Augen riſſen ſich auf in erſchreckender Weite. Auf Las Caſas' Geſicht ſaß ein Lächeln wie eine Dolchſpitze.

Dann fingen die Boote an hinüberzufahren zur Caramuzzal, die den Harem trug. Die Wächter

hieben auf die Sklaven ein. Laß Casas sah knirschend vor Scham und Schmerz, wie irgendwo einem Geifer aus dem Maul rann, während er blöd auflachte. Anderen brach der Schweiß in Strömen aus dem Gesicht. Sie sahen aus wie Pilze, auf die plötzlich Tau fällt.

Keiner schrie. Eine furchtbare Lautlosigkeit fiel auf die Schiffe. Die Gesichter waren ins Unkenntlichste verzerrt. Wo manches Nase oder Mund sonst war, saß nun eine Falte der grausamsten Qual.

Las Casas hatte sich umgewandt, denn was er tat, empörte seine Seele. Er schlug die Arme übereinander, daß sie ihm die Brust einbogen, biß die Lippen zusammen und starrte ins Meer und weinte vor Zorn über sich. Er flüsterte: „Juana" und empfand Rechtfertigung für alles. Denn er mußte den Abend in Cartagena sein (er kam den Abend nach Cartagena) oder wahnsinnig werden oder zerplatzen vielleicht, und jedes Ding war blaß gegen diesen Willen.

Er hörte keinen Laut wie das Keuchen der

Männer. Dabei empfand er, wie die Galeere mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit flog.

In der drückenden Stille hinter ſeinem Rücken bohrten die achthundert Augen ſich auf die Caramuzzal, an der die Boote gerade anlegten. Ein ſilbernes Horn (wie rein es ſcholl zwiſchen den Maſten und gelben Segeln!) hob ſich mit zartem Laut auf dem Verdeck drüben. Eine Stimme rief einmal (wie klang ſie jung und nach Andaluſien!): „Seht! Sie tragen Sonnen auf den Leibern.“

Las Caſas wandte ſich nicht um.

Aber plötzlich trat er zur Seite, wie zerriſſen von einem Gedanken und hob den Arm mit einem raſchen Mal ſtreng und ſenkrecht ... niemand wußte, wollte er Einhalt rufen oder winken.

Doch die Geſte wirkte unſächlich.

Es brach ein einziger, das Entſetzlichſte aus allen Brüſten löſender Schrei über die Galeere hin. Es war zu viel.

Einer der Sklaven hatte Las Caſas' Bein gepackt. Las Caſas verſchwand unter der gebeugten Wut von ſechs Leibern, tauchte auf, formlos,

und flog wie ein Ball auf die andere Seite. Sie warfen ihn ſich zu. Vierzig Bänke links. Vierzig auf der anderen Seite. Einer ſenkte ſeinen Mund auf ſeinen Hals. Ein anderer ſchlug ſeinen Trinknapf aus Blei auf ſeinem Kopf feſt. Dann blieb er irgendwo liegen. Soldaten kamen herauf, Gefangene, erſchlugen die Offiziere, befreiten ſich und vergaßen ihn über ihrem Gelage.

Nach einer Stunde brannten drei rote Punkte im Horizont auf.

Sie ſchwollen und wuchſen, flogen unterm Wind herauf. Drei Schiffe mit rotem aufgebauſchten Segeln fuhren an die Galeeren heran. Die Sklaven wurden überwältigt. Luis Quijada kam herüber von ſeinem Segler. Denn er war es.

Luis Quijada ließ ſie im Kranz zu Vierhundert um die Reeling hängen. Die Leiche Las Caſas' ließ er hinüberbringen und bedeckte ſie mit ſeiner Fanale.

Dann ließ er die anderen Schiffe herankommen und beſtieg die Caramuzzal, die des Baſſas Harem trug. Er teilte die Beute ein, ſonderte die fünfzig Beſten aus und ſchiffte ſie in ſeinen Segler ein.

Die anderen ſchenkte er ſeinen Soldaten. Darauf ſtieg er in die Kabine, in der die Favoritinnen Youſoufs lagen. Es war eine kleine Kajüte mit lackiertem Mahagoni und Zitronenholz. Sie hatten ſich mit Alhenna gefärbt und rauchten. Er ſaß mit ihnen und ſie tranken gemächlich mit ihm, der lächelnd und zärtlich ſcherzend mit ihnen ſprach, zutraulich Kakao und Orangenwaſſer.

Er hatte einen Segler vorgeſchickt. Es ward Abend, als ſie in Cartagena einliefen. Große Mengen ſtanden am Kai. Man ſah eine Flotte kommen. Das Banner Las Caſas', Quijadas, das von Kaſtilien und die rote Fahne mit ſieben Monden wehten von einem einzigen Maſt. Juana ſtand am Steg.

Eine Bahre ward aus dem Schiff herübergebracht und ans Land geſtellt. Quijada folgte. Las Caſas' Kopf erſchien, wie einer das Tuch hob, unter der weißen Fanale, auf der ſein Wappen ſtand. Um ſeine Stirn ſaß feſtgebiſſen mit einem dunklen Strich das Bleigefäß des Sklaven wie ein ſchlechter Heiligenſchein.

Juana taumelte.

Dann aber fing ſie ſich mit einer maßloſen Bewegung wieder in ſich ſelber ein. Und da ſie nicht allein das Stolze liebte und die Stärke, ſondern das Endgültige vor allem und den Sieg, ging ſie um den Liegenden herum und raffte ihr Geſicht auf, daß es glänzend ward wie das Metall einer über einem Heer geblaſenen Trompete, ſchritt kurz auf Luis Quijada zu und legte ihren Kopf an ſeine Bruſt.

Luis Quijada fröſtelte erſtaunend über das Entſetzliche ihrer Entſchloſſenheit, aber er tat doch den Arm um ſie, denn er hielt ſie nicht für ſchlechter als die drei Beſten aus ſeinem Harem.

Yup Scottens

Yup Scottens wette niemals. Sie wüßten es alle.

Das Blut ſteige ihm noch röter unter das breit und rot herabfallende Haar. Er ſchlage auf den Tiſch. Jedesmal würde er auf den Tiſch ſchlagen, wenn wieder einer vom Wetten ſpreche.

Alſo ſchweige man davon.

Ob Yup verheiratet ſei?

Nein.

Und es würde beſſer ſein, auch danach nicht zu fragen.

Leiſe höchſtens, ganz leiſe könne man davon erzählen.

Tim Porker müßte dann die Beine vom Tiſche nehmen. Denn ihr Ledergeruch würde ſtören. Und dann hätte er heute morgen den einzigen Kartoffelacker hinter der Farm gedüngt. Kinder, man ſei ja nicht ſo, aber Tim müſſe dieſe Lederranzen von den Füßen nehmen und ſie vor die Tür ſtellen. Noch weiter, zwanzig Meter vom Haus weg ... ſo ... und auch dann ſtänken ſie noch. Aber weniger, Gott ſei Dank, und auch weil Ralf den

algeriſchen Tabak rauche, wegen dem man allein fünf Jahre in der Fremdenlegion ſein könnte. Selbſt wenn man kommandiert würde ... Oder doch nicht, nein ... nicht ... Aber komiſch, wo er den Tabak herbekomme, Ralf brauche nicht wegzuſehen, warum denn auch. Yup Scottens wüßte manches davon, und wenn er wieder da ſei, in drei Tagen wohl ungefähr – denn ſchließlich ſei er doch der beſte Reiter –, er würde möglicherweiſe davon erzählen. Ralf ſollte doch ſchweigen. Es ſei ein Irrtum. Yup hätte an manchen Abenden beim einſamen Feuer am Rande der Kordilleren mehr erzählt, als ſie wüßten und dächten. Alle miteinander.

Tim Porker müſſe auch die Strümpfe ausziehen. Es ginge nicht anders. Friſchgedüngte Äcker brächten auf ſo verfluchte Gedanken, röchen einem an mit Erinnerungen. Boys! wer hörte die gern! Nach den Sternen ſpeien nachts durch die blanke Kühle, hundertmal denſelben Büffel anſchießen, eh man ihm die Kugel ins Ohr brennt, Meſtizen an den Beinen aufhängen, daß die Köpfe

wie Früchte platzten, Kinder, ja, alles, gern — aber nicht an frischgedüngte Äcker denken!

Tizzy solle nach den Koppelungen sehen. Ob die Pferde fräßen. Büffelmist solle hereingekehrt werden und sparsam auf das schwelende Feuer gelegt werden. Morgen werde es schneien, es werde tagelang schneien.

Ralf solle seinen Schnurrbart kauen und ihm die Pfeife geben. Wie? Yup werde länger brauchen? Yup wisse, daß nur für vier Tage zu essen da sei. In vier Tagen werde Yup den Transport herbringen. Heiho! Yup.

Ganz andere Fahrten hätte Yup gemacht.

Tim Porker solle das Maul halten, bei Gott. Und wenn sie morgen früh einen Tunnel nach seinen Stiefeln machen müßten durch den Schnee, die Stiefel blieben draus.

Ein glühender Tag sei es gewesen, hinten am Gebirg, der plötzlich wie ein Signal an der Eisenbahnstrecke, die Yup drei Tage von hier kreuzen müsse – also der wie ein Signal umgeklappt sei in eine stechend kühle Nacht. Sie hätten auf dem

heißen Felſen gelegen. Die Knochen hätten gebrannt, das Hirn geglüht, aber ſie hätten gefroren. Der Schein des Feuers wäre die Felswand hinaufgeklettert, aus der ſternüberhängten Nacht hätte ein Fuchs gebellt, ſpitz und lang auslaufend. Manchmal. Da habe Yup ſich aufgeſetzt und ihm erzählt, warum er nichts hören könne vom Wetten. Manches habe er ſchon früher geahnt, denn Yup habe dies ſchon angedeutet und jenes. Yup habe ihm aber auch erzählt, warum er nicht verheiratet ſei trotz dem Ring an ſeinem Finger. Yup habe ihm alles erzählt. So:

„Er war fünfundzwanzig Jahre, Yup Scottens, und hatte ein ſchönes Geſchäft. Es war ſeine Erfindung, auf Emailleſchilder eine grüne Schrift anzubringen, die abends leuchtete. Die Fabrik lief famos. Yup baſtelte an neuen Erfindungen, ritt, ſpielte und hatte einen Klub. In dem Klub waren Leute, ähnlich wie er. Seht ihr, ſie hatten lackierte Schuhe an den Füßen — ich ſehe dich nicht an, Tim Porker —, aber ſonſt waren ſie wie wir, hatten knackende Muskeln, legten im Box einen Profeſſio-

nell säuberlich in eine Ecke hin, fuhren sechs Tage, immer verfolgt im Auto, mit einer fremden Frau durch die ganzen Staaten. Sie trafen sich allabendlich, und keiner wußte anders, als daß sie zusammengehörten, einer zum nächsten, jeder zum andern, sich herausbeißen würden und ginge der letzte Zahn zum Teufel, immerfort, daß sie beisammen bleiben müßten. Stets.

Nun lernte Yup eine Miß kennen, die Laura hieß. Ein komischer Name — aber er verliebte sich in sie. Niemand hatte daran gedacht, denn sonst ging er Frauenzimmern aus dem Wege, selbst bei Abenteuern; trotzdem er den Weibern gefiel — er sagte es nicht —, aber er besaß früher eine volle Brust, ich sah es, und schöne Beine. Jetzt allerdings, ja, jetzt sind sie nach innen gebogen und haben die Linien der Pferdeweichen. Verflucht, Kinder, Yup hatte gerade Beine, jetzt aber sind sie krumm, weil Yup ein Cowboy ist.

Yup sagte mir nicht, wie er sie kennen lernte, ist auch egal. Hat ein wenig gestottert und mit einem glimmenden Holz herumgestochert. Ich habe weg-

geſchaut, denn er hat ſich, glaub ich, geſchämt. Ihr begreift das nicht, kann euch auch einerlei ſein. Ich habe einen Stein nach einem Fuchs geſchmiſſen, der Bogen um uns lief, und dann ein paarmal geknallt.

Yup Scottens verlobte ſich nun mit Miß Laura und ging alle freie Zeit zu ihr. Die anderen begriffen das nicht. Sie hatten das Gefühl, als ſei etwas aus ihnen herausgebrochen. Das war Yup Scottens. Sie verſuchten ihn wieder zu bekommen. Aber er erſchien nur noch ſelten. Dann erzählte er von den Haaren der Miß Laura. Das war ihnen langweilig, begreiflicherweiſe.

Da ſprach eines Abends, wie Yup da war, einer von dem neuen Poſtzug, der über tauſend Meilen laufe von Morgen bis Sonnenuntergang. Man hatte die eigenartigſten Sicherungen angebracht, um Anſchläge und Überfälle zu vermeiden. Patentſchlöſſer wie Signalſchellen nach den verſchiedenen Waggons und gleichzeitig zu den Stationen rückwärts und voraus ſchnitten Diebſtähle ab. Das Perſonal kontrollierte ſich ſelbſt mit Stechuhren.

. . Jeder kannte andere Schwierigkeiten. Einige widerſprachen und ſagten, Eingriffe ſeien doch möglich. Nun ſtand einer auf und erklärte, daß es unmöglich ſei, überhaupt an den Zug heranzukommen, da er die ganze Strecke laufe ohne Anhalt. Von früh morgens bis abends ohne Station. Blinde Paſſagiere ſeien bei dieſer Kontrolle ausgeſchloſſen. Nun ſtanden ſofort zwei Parteien gegenüber. Yup ſchrie natürlich mit denen, die behaupteten, man könne blind fahren. Man drängte zum Austrag, einige ſchlugen Wetten vor. Plötzlich ward es ſtiller. Nur Yup ſchrie noch. Innerlich dachte er nicht daran, es zu tun, was er in der Möglichkeit der Ausführung verteidigte. Einige verſuchten, ihn auf ſeine Behauptungen feſtzunageln. Yup lacht noch ſcherzend. Da fiel wo das Wort „verlobt". Und mit einem Male ſtand wie eine Fahnenſtange aufgerichtet die Tatſache da, daß Yup fahren würde. Daß er die tauſend Meilen fahren werde als blinder Paſſagier gegen den ſimplen Einſatz von hundert Dollars. Mehr als dreihundert war die Strafe, wenn man ihn erwiſchte, und einige Tage Gefängnis dazu.

Yup Scottens ging den Abend zu Miß Laura, küßte ſie auf das Haar und dann auf die Augen und ſagte ihr, daß er am Morgen mit dem Zug verreiſen müſſe für ein paar Tage. Dann ſchlief er auf ſeinem Sofa ein wenig, bis die anderen kamen. Sie machten aus, daß einer in dem Expreß, der dem Poſtzug in kurzem Abſtand folgte, nachfahren ſolle. Hatte Yup die Endſtation erreicht, ohne geſehen zu ſein, und den Zug ebenſo verlaſſen, hatte er gewonnen.

In der Dämmerung gingen ſie an ſechzig Meter von der Station am Gleiſe entlang und legten ſich hin. Yup kauerte ſich etwas weiter an den Damm und legte das Ohr auf die Erde. Ganz langſam wickelte der Zug, der ſehr groß war und den drei Lokomotiven zogen, ſich aus der Halle und ſetzte gerade bei Yup die erſte Geſchwindigkeit ein. Yup hatte ſeinen Rock ausgezogen, um freie Arme zu haben. Yup trug damals noch einen Rock, aus dem ein Stück blitzendes Hemd herausſchaute mit Knöpfen drin, wie ihr es bei den Herren ſeht, wenn wir im September zur Kommiſſion hinunterreiten.

Er warf ihn dem Partner zu, der ihn im Expreß verfolgte, und griff feſt nach dem Ende eines Wagentrittbretts. Dann machte er eine Drehung und ſaß darauf. Der Zug raſte bald, Yup hing am Brett, dann legte er ſich längs auf den Bauch, aber trotzdem blies ihn der Wind faſt herunter. Er ſah, daß er ſo nicht bleiben könnte. Später würde der Zug noch raſcher fahren, in einer halben Stunde würde es hell ſein und von jeder Station würde er ſignaliſiert werden. Stöhnend und ohne Atem vor Wind ſchob er ſich vor. Er preßte ſich feſt auf das Holz. Keine Muskel durfte nachlaſſen. Das Geſicht ſtrich, während er vorwärts kroch, den Schmutz von dem Trittbrett, ein Splitter ſtach ihn in die Wange. Plötzlich wurde der Zug in eine Kurve hineingeriſſen, und Yup flog nach vorn, die Beine fielen ſeitlings herunter, blieben aber auf einem Reifrahmen ſtehen. Den Augenblick benutzte er, einen der Bügel am Ende des Waggons zu faſſen und ſich anzuklammern. Die Beine ließ er los und ſchwebte ſekundenlang an den Armen zwiſchen zwei Wagen, den Körper mühſam an-

gezogen. Er ſchnellte einige Male mit den Füßen nach den Puffern, bis er ſie erreichte, griff mit den Händen nach und ſtand nun auf der Kuppelung zwiſchen zwei der langgeſtreckten Waggons. Der Wind beläſtigte ihn nicht mehr.

Rechts und links waren an den Wagenſeiten ovale Haken, die dazu dienten, die Züge heranzuziehen. Er ſteckte die Arme hindurch, daß die Ringe, ihn haltend, in den Achſeln ſaßen, mit den Füßen ſtand er auf den Puffern. Der Zug lief hundertzwanzig Kilometer die Stunde. Yup dachte, es die zwölf Stunden ſchon auszuhalten.

Yup hatte ſehr viel Kautabak mitgenommen und kaute ſtundenlang. Mählich fühlte er aber, wie das Blut ihm in den Armen ſtockte und ein Schmerz ihn in den Rücken ſtach. Doch er kaute weiter. In der Nähe der Stationen zog er den einen Arm aus dem Ring und bückte ſich ein wenig, als ſchaue er nach der Federung des Wagens. Dann ſah er jedesmal, wie längs dem Wagen hinter ihm eine große Gabel vorſchoß und die Poſt-

ſäcke, die wie an Galgen hingen, packte und einzog. Nie hielt der Zug.

Gegen Mittag merkte Yup, wie ihm die Augen zuklappten. Er trat von einem Fuß auf den anderen, er ſtampfte auf, bog ſich in den Kniekehlen — langſam fielen die Augen zu. Nun ſtieg Wut in ihm auf. Aber der Schlaf war ſtärker als er, Yup fühlte es genau. Wenn er einſchlief, fiel er herunter, das wußte er. Ganz zuletzt, ſchon halb bewußtlos, fiel ihm ein Ausweg ein. Er löſte ſeinen Gürtel und knotete damit mühſelig eine Feſſel um die Hände, nachdem er die Arme durch die Ringe geſteckt hatte, Jetzt konnte er unmöglich mehr abſtürzen und ſchlief ein.

Manchmal wurde er wach, dann ſchlief er wieder. Es wurde kühler. Ein Druck, als hätte er blutige Ränder um die Schultern, zwang ihn endgültig aufzuſehen. Auch im Genick fühlte er nun Schmerzen. Sofort fing er an, mit den Beinen aufzutreten. Er atmete auf, als es ging, wenn auch ſchwer. Doch die Bewegungsmöglichkeit der Arme ſchien ganz gehemmt. Eine Stunde, noch länger, wippte

er mit den Achſeln auf und ab, hob ſich auf die Zehenſpitzen aus der Spannung der Ringe heraus und wieder zurück. Endlich merkte er, daß Blut wieder ſickernd und ſchwach den Oberarm hinunterfloß. Es war höchſte Zeit. Mühſelig löſte er den Riemen von den Handgelenken, als er die Finger einigermaßen wieder bewegen konnte.

Es war wirklich höchſte Zeit, Boys! Denn es war Abend. Denkt an den Indianer, der den Büffel, auf deſſen Rücken geſchnürt er hinausgetrieben war, qualvoll geblendet und, die Finger in ſeine Nüſtern vergraben, tagelang erdroſſelt hatte — und den wir ſchier verhungert an den Hügeln fanden . . . ſo ähnlich ging es Yup. Der Zug raſte. Die Lokomotiven wurden im Fahren gewechſelt.

Endlich, endlich pfiff die vorderſte Lokomotive. Die beiden anderen folgten. Der Zug lief langſam. Er ſtand. Endlich ſtand er.

Yup ließ ſich herunterfallen. Voll Öl und Schmutz, ſchwarz, blutend im Geſicht, ſchien er ein Heizer. Er ſah ſchon lange nichts mehr, die

Augen brannten ſcharf, er fühlte nur ein heftiges Zucken im Kopf. Trotzdem ging er mechaniſch in das Reſtaurant, ſetzte ſich auf eine Bank und ſpie ſeinen Kautabak aus. Dann erſt fiel er um.

Drei Tage ſchlief er im Lazarett. Am vierten ließ er nach dem Partner aus dem Expreß fragen. Er hatte ihn noch nicht beſucht. Ärgerlich, daß er nicht zu finden war, telegraphierte Yup nach Geld und fuhr am fünften zurück – mit einem Elektriſierapparat, den er jede halbe Stunde an ſeine Schultern ſetzte.

Er ſchellte am Hauſe ſeiner Braut, der er telegraphiert hatte. Die Verwandten prallten zurück. Das Mädchen lief fort und ſchrie. Man war verlegen. Plötzlich brach die Mutter der Braut in wildes Weinen aus. Nun ſprach ſie leis, aber es ſchlug grauſam auf Yup herunter.

Der Expreß war entgleiſt. Eine Weiche war herumgeworfen worden, aber ſie hatte zu ſpät funktioniert. Der Poſtzug, dem natürlich der Anſchlag galt, war ſchon vorbei, der folgende Expreß ſauſte die Böſchung hinunter. Unter den halbver-

brannten Leichen ward eine als die von Yup Scottens nach einer aufgefundenen Brieftaſche legitimiert. Es war Yups Partner, der Yups Rock trug. Der Telegraph brauſte, die Namen der Toten ſtanden an allen Mauern. Währenddem ſchlief Yup, mit gefeſſelten Händen zwiſchen den Wagen, hängend wie ein Sack. Miß Laura war nicht ohnmächtig geworden, als ſie hörte, Yup ſei tot. Aber ſie ſprach nichts mehr. Sie erkannte niemand mehr. Auch Yup nicht, als er zu ihr ſprach.

Yup ſtreichelte ſie und ſagte zu ihr, daß er Yup ſei. Vielemal erzählte er ihr alles. Er erklärte ihr den Irrtum. Dann ging er tagelang weg, als ſie ſich nicht rührte, und brütete und wollte ſich töten. Denn Yup ſpürte, daß er ſchuld ſei. Hätte er ihr erzählt, wie es wahr war, von der Wette (Laura hätte ihn lächelnd gewähren laſſen, ſo bitter ſie nach ſeiner Abfahrt geweint hätte, aber er wollte ihr keinen Kummer machen), hätte Laura gewußt, daß die Nachricht von ſeinem Tod irgendwie ein Irrtum ſein müſſe. So hatte durch ſeine Unaufrichtigkeit ſie das übergangloſe Begreifen des Ver-

luſtes wie eine Fauſt mitten in ihr Geſicht getroffen. Yup dachte aber auch, daß er nicht hätte zu wetten brauchen, daß er es wegen Laura vielleicht nicht hätte tun dürfen (darüber war er ſich allerdings nicht ganz klar, denn Laura hatte ihn immer angehalten, den Inſtinkten ſeiner Kraft nachzugehen, wohl weil ſie fühlte, daß ein Verſagen ihn dumpf auf die Dauer und ungleichmäßig ihr gegenüber machen würde), und er fühlte, indem er überlegte, daß er nur gewettet hatte, weil einer wegen ſeiner Verlobung ſeinen Mut bezweifelt hatte. „Verlobt", hatte einer gerufen, und Yup ſann ſo lange über den Klang der Stimme, bis er wußte, daß es Gerd Robinſon war, der ſo gerufen hatte, aber als er mit dem Revolver zu ihm ging, erfuhr er, daß Gerd verſchollen ſei ſeit dem Unglück. Später fand man ihn.

Yup ging nun wieder zu ſeiner Braut, legte ihre Hände zuſammen und ſagte ihr wieder alles. Boys! ich hoffe, daß keiner lacht, denn es wird dunkler und ich kann eure Geſichter nur undeutlich noch ſehen, Boys, — Yup Scottens ſetzte ſich

in die Knie und beugte ſich nach dem Ohr ſeiner Braut und flüſterte weinend, ſie ſolle ihm verzeihen. Laura! ſtammelte er, ich bin Yup, ich lebe.

Aber ſie ſah ſtarr gerade aus.

Tagelang ſaß Yup bei ihr. Manchmal ſprach er lange kein Wort. Dann rief er ihren Namen. Stundenlang rief er: Laura! Wie ein grüner Papagei ſchreit, rief ers. Da nahm man ſie weg von ihm; eines Nachts, ohne daß er es merkte. Nach ein paar Tagen verſchwand auch Yup. Er ſchlug ſich in unſere Gegenden.

Einmal vor zwei Jahren war er einige Wochen verſchwunden. Mitten in der Biberzeit geſchah es, und Yup verlor die Hälfte ſeiner Jahreslöhnung. Damals war Yup noch einmal bei ihr. Niemand wußte es. Es war damals, als er nachts oft lachte und den Meſtizen durch das Fenſter erſchoß." — — —

Man ſolle nicht zu viel an dem Feuer ſchüren. Es brenne von ſelbſt. Ralf ſolle mehr algeriſchen Tabak geben. Die Pfeife ſei aus. Er brauche das Bowie-Knife da drüben. Danke.

Es ſei ganz dunkel geworden und doch noch ſo früh. Morgen werde man wund und ſchweißig vor Arbeit in der Kälte. Gut, daß die Pferde nicht ſo eng gepflockt ſeien. Tim Porker ſolle, verdammt und zum letztenmal, das Maul halten. So wahr er ihn kenne, er ſetze ihn zu ſeinen Stiefeln hinaus, bei Gott, in den Schnee.

Ob einer wette, daß Yup nicht in vier Tagen da ſei — — — .

Keiner?

Man ſolle die Tür aufmachen!

Weiter!

Man ſolle die Tür ganz weit aufmachen!

Maßlos flockte der Himmel auf das bleierne Land.

Ende

Inhalt

Der Lazo 1
Der ausſätzige Wald . . 33
Maintonis Hochzeit . . . 69
Fifis herbſtliche Paſſion . . 99
Youſouf 129
Yup Scottens 201

Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietſch & Brückner, Weimar